Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 2 Leipzig, den 11. Januar 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christliche Sorglosigkeit — Subjektivismus. Erste Hälfte. — Die konfessionelle Volksschule. Erste Hälfte — Zur innern Lage des Protestantismus in Frankreich — Die Botschaft Tolstois: 2. „Lebensstufen" — Verschiedenes: Der Weg zum Frieden; Die Protestantische Kirchenzeitung; Predigten zur Verantwortung; Ueber den Spielerprozeß in Hannover; Not lehrt beten; Um seiner unfreiwilligen Komik willen — Quittung — Anzeigen

Christliche Sorglosigkeit

Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn Er sorget für euch. (1. Petr. 5, 7.)

„Ach, wer das Werfen wohl lernen könnte, der würde erfahren, daß es gewiß also sei. Wer aber nicht lernt solch Werfen, der muß bleiben ein verworfner, zerworfner, unterworfner, ausgeworfner, abgeworfner und umgeworfner Mensch."*)

Aber soll denn ein Christ wirklich sorgenfrei leben? Muß nicht sein ganzes Leben beherrscht sein von der einen großen Hauptsorge, daß er seiner Seele Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffe? Ist es nicht seine heilige Pflicht, sorgsam und sorgfältig in seiner täglichen Berufsarbeit zu sein? Soll er nicht von dem himmlischen Vater, der „für uns sorgt," als echtes Gotteskind es gelernt haben, für seine Brüder und Nächsten fürsorglich, um ihr zeitliches und ewiges Wohl besorgt zu sein?

Gewiß, die Sorgen, die aus dem Glauben, aus der Liebe und Treue fließen, sind Kennzeichen des wahren Christentums; sie trennen nicht von Gott, sie verbinden mit ihm, denn sie sind von dem Geiste Gottes selbst angeregt; ja, jene frommen Sorgen ermöglichen die rechte fromme Sorglosigkeit in den Fällen, wo der natürliche Mensch ratlos ist, erschrickt, verzagt, verzweifelt oder sich zu Tode grämt. Die christliche Sorglosigkeit ist grundverschieden von weltlichem Leichtsinn.

Es giebt verschuldete und unverschuldete Sorgen. Ein Christ lebt sorgenfrei, sofern er über die Sündensorgen, die aus Trägheit, Falschheit, Unredlichkeit, aus Geiz, Völlerei, Ehrgeiz stammen, weit hinaus ist.

Aber da sind unvermeidliche Sorgen in jedem Menschenleben, Beängstigungen wegen gegenwärtiger oder zukünftiger Uebel, über die auch kein Christ hinauskann. Umflattern diese Sorgen mit ihren schwarzen Schwingen nicht tausendfältig unser Haupt, so lange wir in der Schwachheit des Fleisches und im vergänglichen Wesen dieser Welt leben? Sagt doch Jesus ganz offen zu seinen Jüngern: In der Welt habt ihr Angst. Und die Apostel selbst bestätigen das, wenn sie ihre Erlebnisse schildern, daß sie Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Blöße, Fährlichkeit, Schwert erdulden müssen und wie Schlachtschafe geachtet seien. Aber sie bezeugen es nun doch auch ganz deutlich, wie sie mitten im Heer der Sorgen dennoch sorgenfrei leben können, nicht davon überwältigt, sondern sie beherrschend: Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht, uns ist bange, aber wir verzagen nicht; als die Sterbenden, und siehe wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben, und doch alles haben.

Was aber giebt uns Kraft zu solcher geistlichen Königsgewalt, daß wir herrschen mitten unter Feinden und Frieden haben bei aller Angst und die Last unsrer Sorgen von uns werfen können? Es ist der Glaube, der die Sorgen in kindliche Gebete verwandelt, der Glaube, der mit fester Zuversicht auf Gottes Fürsorge und Treue baut und traut, der Glaube, den Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, in unsern Herzen weckt, sodaß wir bei uns schließen: Der auch seines eignen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte der uns mit ihm nicht alles schenken? Wird Er uns je vergessen, verlassen oder versäumen? Sind wir nicht mit Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit bei ihm am besten versorgt? Und wenn doch kein Tod und Teufel uns scheiden kann von dieser Liebe Gottes in Christo Jesu unserm Herrn, so muß ja alles Fürchten, Bangen, Sorgen zurückweichen vor der siegreichen Kraft der Hoffnung, die durch den Vorhang dieser Welt ihren Anker in die Ewigkeit wirft, vor der Macht des Glaubens, der die Welt überwindet und jauchzend triumphirt: Gott sorgt für mich! Darum darf ich, soll ich, will ich nicht sorgen.

Nun weiß und glaub ichs feste,
Ich rühms auch ohne Scheu,
Daß Gott, der Höchst und Beste,
Mein Freund und Vater sei,
Und daß in allen Fällen
Er mir zur Rechten steh
Und dämpfe Sturm und Wellen
Und was mir bringet Weh.

O A

*) Luther: Sprüche, in Bibeln und Postillen geschrieben und erklärt. Braunschweiger Ausgabe, 6. Band, S. 413.

Subjektivismus

Erste Hälfte*)

1

Wir lesen Eph. 5, 20: Saget Dank allezeit für alles Gott. Der Apostel sagt: Für alles. Ich frage: Auch für die Sünde? Meine Freunde sagten immer: Nein, nicht für die Sünde. Ich fragte sie: Weshalb nicht für die Sünde? Sie sagten: Weil Gott sonst Sünde zuließe und sich an ihr mitschuldig machte, das aber streite mit dem Begriffe der Heiligkeit Gottes. Ich fragte sie, ob der Mensch in seiner Angst sich um Begriffe kümmere. Das wollten sie nicht verstehen. Ich fragte sie, ob Gott sich um unsre Begriffe bekümmere; und das wollten sie auch nicht verstehen.

Es war aber ein Mensch, der war jung gewesen und hatte nur den einen Wunsch gehabt, berühmt zu werden. Ich sage nicht recht, denn es war ihm nicht Wunsch, sondern völlige Selbstverständlichkeit. Wodurch er berühmt werden wollte, das wußte er noch nicht. Nur das wußte er, daß man einst viel von ihm sprechen werde, und daß man die Stätte, wo er gewohnt hatte,

*) Nicht ohne Bedenken lasse ich diesen Aufsatz ausgehen. Eine Erholungslektüre ist er sicherlich nicht; er verlangt das schärfste Nachdenken, und mit einmaligem Lesen ist ihm vielleicht nicht ganz beizukommen. Aber nachher weiß doch gewiß mancher dem Verfasser Dank dafür. Wer dem Artikel als Ganzem keinen Geschmack abzugewinnen vermag, wird doch in dem ersten kurzen Stück schon Anregung genug finden. D H

aufsuchen und ansehen werde, und er überlegte, ob er nicht Merkmale schaffen müsse, von denen die Phantasie der Bewundrer sich anregen lasse. Nun bildet sich nicht leicht ein so eigentümliches Bewußtsein, ohne daß in der That hervorragende Fähigkeiten vorhanden sind. Bei dem Manne, von dessen Schicksal wir sprechen, waren daneben mehrere Eigenschaften ausgebildet, die ihm gefährlich werden konnten, vor allem ein unbezwinglicher Hang zum Jähzorn. Und der wurde ihm gefährlich. Denn als er einst in der Erregung eine böse That beging, sperrte man ihn ein, und seine Entwicklung ward gehemmt, und von einer glänzenden Zukunft war nicht mehr die Rede. Vor allem konnte er sich nicht wieder aufraffen zu energischer, andauernder Arbeit. Er hatte sich in der Einsamkeit an das Träumen gewöhnt. Und die Träume unterbrachen alle seine ernste Arbeit. Er wußte es, er schauderte davor zurück, er machte viele neue Anfänge, aber es blieb beim Träumen. Er dachte, ob er nicht zum Künstler geboren sei. Aber jetzt neu anfangen? Es war zu spät. Er mußte einen Beruf wählen, für den er vorbereitet war und in dem er bald sein Brot hatte, und das that er. Er dachte jetzt nicht mehr an das, was er leisten wollte, sondern an sich selbst. Sein Charakter vertiefte sich. Er wurde still. Man rühmte seine Treue, wenn es auch nichts Bedeutendes war, was er that. Er war nicht berühmt geworden. Als er starb, verursachte dies Ereignis durchaus keine Aufregung auf Erden. Einige, die seinem Sarge folgten und Gutes von ihm redeten, sagten nicht, daß sie ihm alles verdankten. Gott selbst, als er ihn einen getreuen Knecht hieß, sagte auch nicht, er habe ihm diesen oder jenen gerettet, sondern nur, durch ihn neben andern habe er sich einigen genaht.

Weshalb ich dieses Mannes Schicksal erzähle? Weil er seinem Gotte gedankt hat für seine Sünde. Im Interesse meiner Freunde hatte ich ihn gefragt, ob nicht nur für die Art, wie Gott seine Sünde zum Guten gewandt habe? Aber da war die Verständnislosigkeit auf seiner Seite gewesen. Schließlich hatte er mir gesagt, er erinnere sich nicht immer mit Dank der schrecklichen Zeit. Behüte! Ja, er zittere oft, wenn er daran denke. Aber eben in den schlimmsten Augenblicken der rückwärts wandernden Gedanken könne er sich oft nicht anders retten, als indem er Gott danke auch für seine Sünde. Er hätte lieber um Vergebung flehen sollen, sagten meine Freunde und glaubten, etwas gesagt zu haben; aber es waren nur Worte gewesen.

Soviel indes ist sicher, daß der Mann unrecht hatte! Und wie gefährlich der ganze Gedanke! sagten meine Freunde. — In der That! fast so gefährlich als die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnade auch.

2

Von dem merkwürdigen Manne, dessen Schicksal ich erzählte, habe ich noch einiges zu berichten. Meine Freunde hatten damals noch weiter mit mir über das sonderbare Wort vom Dank zu Gott auch für die Sünde gesprochen. Ich muß gestehen, daß mich jenes Wort viel beschäftigt. Es hatte Eindruck auf mich gemacht. Trotzdem merkte ich bald, daß ich als Theologe nicht ganz in der Lage war, es zu vertreten, und unsre Unterredung kam nicht recht vom Flecke. „Das Beste wird sein, riet ich, daß ihr euch an ihn selbst wendet. Für ihn ist der Satz offenbar ein Stück seines religiösen Lebens geworden. Er wird mehr aus Erfahrung Auskunft geben können.“

Sie waren sehr aufgeregt, als sie zurückkamen. Das ist ein ganz hochmütiger Patron! sagte der eine. — Er brach über unsre ganze theologische Wissenschaft den Stab! ergänzte der andre. — Sein Dünkel ging so weit, daß er uns darüber belehren zu sollen meinte, wie eine wirkliche Glaubenslehre überhaupt aussehen müsse, und das mit einer geradezu lächerlich laienhaften Unkenntnis der einschlägigen theologischen Probleme! — Und mit einer kindlichen Unfähigkeit, die religiösen Aussagen wissenschaftlich aufzufassen und logisch richtig zu ordnen!

Man kann sich denken, daß ich die nächste Gelegenheit benutzte, den Mann zu besuchen und über die Unterredung zu befragen. Ich wußte, daß ihm von dem Jähzorn seiner Jugend her noch eine gewisse Heftigkeit eigen war, und daß er trotz seiner im gewöhnlichen Leben stillen und fast schüchternen Art im Gespräche leicht reizbar war. Dann konnte er recht hitzig werden, und oft nahm seine Rede einen ironischen Ton an. Er hatte deshalb eine gewisse Scheu vor Auseinandersetzungen tieferer Art, obwohl ich wußte, daß er sie liebte. Er wollte denn auch zuerst nicht mit der Sprache heraus.

Ihre Freunde — so begann er schließlich — stellten mir zunächst vor, wie ein solcher Satz doch die rechte Beurteilung der Sünde in mir selbst und andern gefährden könne. Ich meine ja auch nicht, erwiderte ich ihnen, daß ich einem, der in der Entwicklung steht, als Rezept zurufen würde: Danke Gott auch für deine Sünde! Geschweige, daß ich in versuchlichen Stunden mein Gewissen damit beruhigen möchte. Ich sage nicht einmal, daß ich, selbst abgesehen von solchen Stunden, jederzeit diesen Satz auszusprechen wagen würde. Aber es ist mir, als könnte ich in gewissen Zeiten, etwa wenn ich, zum Frieden gekommen, zurückdenke auf mein vergangnes Leben, und ich bleibe haften bei den Sünden und fühle ihre Folgen — ja, als könnte ich da nicht anders, ich müßte Gott danken auch für die Sünde. — Hiergegen haben wir zweierlei einzuwenden, sagten Ihre Freunde. Erstens, daß Sie nun doch einen Nebensatz dabei unterschlagen, und zweitens, daß diese ganze Vorstellung, als gebe es Wahrheiten für verschiedne Zeiten und Stimmungen, unsre religiöse Erkenntnis ihrer objektiven Wahrheit zu berauben scheint. — Wiederholen Sie, bitte, noch einmal zunächst Ihren ersten Vorwurf! sagte ich; denn es schien mir das Beste, auf ihre methodische Art, das Gespräch zu führen, nach bestem Können einzugehen. In Wahrheit hatte ich aber das mit dem Nebensatz nicht recht verstanden. — Sie übersahen, daß Sie genauer sagen müßten: Ich danke Gott für die Art, wie er auch meine Sünde in seinen allgütigen Plan mit mir eingefügt hat. Das ist der erste Vorwurf, den wir gegen Sie erheben. Ihre Sünde ist und bleibt ewig Ihre Schuld, die Gott mißfällt, für die Sie um Vergebung flehen müssen. Ist es Eigensinn, daß Sie nicht einsehen wollen, was wir Ihnen so deutlich und reinlich auseinanderschälen? Oder weshalb wollen Sie es nicht zugestehen? — Weshalb ich es nicht zugestehen will? fragte ich, und ich mag dabei etwas verzweifelt ausgesehen haben, denn ich fühlte mich bedrängt und hatte mir die Frage noch nie so deutlich vorgelegt: Weil mein Herz in solchen Augenblicken nichts davon weiß! Nichts, aber auch gar nichts! In solchen Augenblicken, setzte ich ruhig hinzu, wo der Mensch sein ganzes Leben in einem Wurfe als ein von Gott gegebnes erfaßt, denkt er nicht an sich selbst, auch nicht an seine Schuld, hat die Erinnerung daran zum Schweigen gebracht. Glauben Sie mir, das ist nicht leicht! Mit kühnem Entschluß faßt er sein ganzes Leben als ein samt Sünde und Schwäche allzumal weise von Gott geordnetes auf! Und — sagen Sie selbst! — wovon das Herz nichts weiß, davon scheint nicht geraten, mit den Lippen etwas zu bekennen. — Sie sind einseitig! Sie sind Subjektivist! sagten Ihre Freunde. Diese Art, zu scheiden zwischen Wahrheiten, die in dieser bestimmten religiösen Stimmung gefunden und — wenn auch nur im Innern — ausgesprochen werden, und solchen, die einer andern Stimmung entstammen und den erstern vielleicht widersprechen, scheint uns überaus gefährlich. Welche sind denn nun wahr? Und wenn Sie selbst sagen, Sie würden Ihren Satz nicht zu jeder Zeit und nicht jedem gegenüber aussprechen — setzen Sie sich da nicht selbst ins Unrecht? Denn was wahr ist, ist wahr und muß zu jeder Zeit gesagt werden können; sonst ist es ein Wort vorübergehender flüchtiger Stimmung und ohne bleibenden, dauernden, allgemeingiltigen Wert!

Auf diese letzten Auseinandersetzungen wußte ich nichts zu erwidern. Instinktiv versuchte ich, wenigstens die Antwort darauf zurückzuschieben. Ich ahmte also ihre methodische Art nach und sagte: Ihr Vorwurf zerlegt sich, wenn ich recht sehe, in mehrere Teile. Zunächst bestreiten Sie mir das Recht, die Dinge so zu nehmen, wie sie sich in der einzelnen religiösen Stimmung bieten? Sie sagen: du mußt hinzunehmen, was du aus andern religiösen Stimmungen über diese Angelegenheit weißt? — So meinen wir. — Dann stehen wir uns näher, als es aussah. Gestatten Sie, daß ich feststelle, worin wir einig sind. — Wir freuen uns darüber, sagten sie höflich, — und ich hatte die Empfindung, daß sie es für sehr unnötig hielten, was es vielleicht auch war. Ich fuhr fort: Wir gehen

gemeinsam irgendwie auf die religiöse Stimmung als auf die Quelle religiöser Erkenntnisse zurück. Daß wir gleicherweise unsre Stimmung aus Schrift und Bekenntnissen teils schöpfen, teils berichtigen, setze ich voraus. Sind wir darin einig? — Abgesehen von dem Ausdruck „religiöse Stimmung“ sind wir es, sagten sie, sichtlich erleichtert, daß ich es so kurz gemacht hatte. — Wir sind es, sagte ich, weil wir überzeugt sind, daß die Dinge deshalb wahr sind, weil und so weit sie sich an unserm Herzen und Gewissen in dem, was ich „religiöse Stimmung“ nannte, bezeugt haben, nicht aber aus Verstandes- und Vernunftgründen, oder weil Kirche oder Schrift sie lehren. Die Annahme aus solchen Gründen würden wir nicht „Glauben“ nennen. Sind wir auch darin einig? — Wir sind es! — Und nun meine ich, wenn sichs mir an meinem Herzen in gewissen Stimmungen bezeugt, daß ich Gott danken könne, ja müsse auch für meine Sünde, und gerade dieselbe Stimmung mich nicht zwingt, jene Ihre Erläuterung hinzuzufügen, woher nehme ich die Gewähr für die Wahrheit eben dieser Erläuterung? — Wie Sie selbst schon in unserm Sinne sagten: aus andern religiösen Erfahrungen. — Wie kann denn die Erfahrung einer bestimmten Stunde die Gewähr für die Erfahrung einer ganz anders gearteten Stunde übernehmen? Welches Interesse haben Sie denn, diese entgegenstehenden Urteile auszugleichen?

Hiermit muß ich etwas wissenschaftlich ganz Unhaltbares und geradezu Anstößiges gesagt haben, denn Ihre Freunde sahen mich sehr verwundert an, dann sich gegenseitig, wobei sie lächelten, und schließlich sagten sie: Was sollen wir darauf erwidern! Wie kommen wir dann noch zu einer feststehenden objektiven Wahrheit? Es löst sich bei Ihnen ja aber auch alles in schwankenden Subjektivismus auf!

Es war mir klar, daß ich nun der eigentlichen Hauptfrage nicht mehr entgehen konnte. Ich beschloß auf gut Glück den Stier bei den Hörnern zu fassen und ohne Umwege die Stellung, von der aus Ihre Freunde mich bekämpften, selbst anzugreifen. Angriff ist die beste Verteidigung, dachte ich. Vor allem beschloß ich, mir von meiner Unsicherheit nichts anmerken zu lassen. — Wir kommen also nun, begann ich gewichtig, zum zweiten Teil Ihres letzten Vorwurfs, der dahin lautete, daß bei meiner Art, über religiöse Dinge zu denken, keine allgemeine Giltigkeit der religiösen Erkenntnisse erreicht werde. (Die Ausdrücke „subjektiv“ und „objektiv“ vermied ich, da ich sie nicht verstehe und den unbestimmten Argwohn habe, daß ihr Gebrauch meist eine kleine Taschenspielerei decken muß.) Nun sagen Sie mir, meine Herren, woher haben Sie diese Anschauung, daß von zwei Sätzen, die sich widersprechen, mindestens einer unwahr sein müsse? — Mir war, als zweifelten Ihre Freunde an meiner Zurechnungsfähigkeit. Mit einer erzwungnen Ruhe sagten sie: Aus der allergewöhnlichsten Logik, dünkt uns! — Entschuldigen Sie einen Laien, wenn er nicht sehr geschickt definirt; aber darf man Logik beschreiben als eine Sammlung und Ordnung von Regeln, die von unserm Denken über sinnliche Dinge abgeleitet sind? — Wenn Sie wollen, ja! — Dann, scheint mir, gelten diese Regeln auch nur für unser Denken über sinnliche Dinge! — Fühlen Sie nicht selbst, wie Sie dadurch die religiösen Wahrheiten entleeren und verflüchtigen? — Aufrichtig gesagt, nein! Aber entkleiden Sie nicht vielmehr die übersinnlichen Dinge ihrer unsern Sinnen unzugänglichen Hoheit, indem Sie das, was nur durch Glauben, Herzensbewegung, Gewissenszwang, sittliche Ueberzeugung erkannt werden kann, unserm Verstande zuweisen? — Das thun wir gar nicht! Sie stellten selbst unsre Einigkeit hierin fest, daß wir die religiöse Erkenntnis nicht aus dem Verstande, sondern aus Herz und Gemüt schöpfen. Unser Verstand soll nur die verschiednen Urteile unter einander ausgleichen. Das ist eine rein formale dienende Thätigkeit, die den Inhalt unangetastet läßt! — Eben das bestreite ich! Nehmen Sie meinen Fall. Es beruht geradezu die Kraft des Trostes darauf, daß ich ohne Ihre Erläuterung annehmen kann, mein ganzes Leben samt seinen Sünden geht aus Gott hervor, auch meine Sünden sind von ihm geordnet. Daß ich aber die ausgleichende Klausel bei meiner Sündenerkenntnis anbringen und sagen soll: „Meine Sünde! meine Sünde! meine Schuld! — aber ich kann nichts dafür!“ — das werden Sie selbst nicht wollen. Was

würden Sie sagen, wenn ich behauptete, für die Wahrheit religiöser Ueberzeugungen sei nicht ihre logische Uebereinstimmung erforderlich, sondern geradezu ihre logische Unvereinbarkeit? — Daß Sie das selbst nie im Ernste verteidigen werden! platzten Ihre Freunde heraus. — Und doch ist das meine Ueberzeugung, sagte ich. — Gestatten Sie, daß wir diesen Satz nicht weiter beurteilen, war die höfliche Antwort. Im übrigen dürfte sich der von Ihnen behauptete logische Widerspruch sehr leicht dahin lösen, daß die von Ihnen aufgestellten Sätze beide gleich übertrieben sind. Nehmen Sie ihnen diese Uebertreibung, und Sie nehmen ihnen den Widerspruch. Das eine muß lauten: Ich danke Gott für die Art, wie er meine Sünde mir zum Besten wandte, und das andre: Meine Sünde ist meine Schuld, insofern ich Gottes gnädigen Willen nicht auf mich Einfluß gewinnen ließ. Wir sind so frei, zu hoffen, daß diese Entscheidung in ihrer lücken- und widerspruchlosen Klarheit bei längerm Nachdenken auch Ihre Billigung finden wird, werter Herr. Denn wir haben den Eindruck, daß Sie das Zeug dazu haben, um bei einigem guten Willen auch über schwierigere Fragen zur Klarheit zu gelangen. Vorläufig scheint uns Ihr Nachdenken sich in einer falschen Richtung bewegt zu haben, sodaß Sie zu Ergebnissen gelangt sind, die unsrer bescheidnen Meinung nach etwas — verzeihen Sie! — Verschrobnes an sich haben. Bs

---

Die konfessionelle Volksschule

Erste Hälfte

1

In Dresden hat im September vorigen Jahres der achte Deutsche Evangelische Schulkongreß getagt. Seine Verhandlungen verdienen Beachtung, denn sie sind der Ausdruck von Ueberzeugungen und Gesinnungen auf dem Gebiete der Schule und der Schulpolitik, in denen sich ein ansehnlicher Teil des kirchlich gesinnten evangelischen Deutschlands eins weiß. Besonders eingehend ist dort die Volksschulfrage behandelt worden. „Die Simultanschule — warum kann sie nicht die Schule der Zukunft sein?“ das war das Thema, über das einer der Hauptredner des Kongresses einen seitdem auch im Druck erschienenen Vortrag*) hielt. Der Vortrag war in hohem Grade fesselnd und sprach die Gesinnung der zahlreich Versammelten in so entschiedner Weise aus, daß der Redner den ungeteilten Beifall seiner Zuhörer erntete.

Die Volksschulfrage wird voraussichtlich in nicht allzulanger Zeit wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses treten. Denn wenn wir den Zeitungsnachrichten Glauben schenken dürfen, ist die konservative Partei entschlossen, die gesetzliche Regelung des Volksschulwesens wesentlich im Sinne des Zedlitzschen Entwurfs wieder auf die Tagesordnung zu bringen. Hierbei wird die Frage der konfessionellen Gestaltung der Volksschule eine hervorragende Rolle spielen. Welche Forderungen soll der Staat bezüglich der konfessionellen oder überhaupt religiösen Gestaltung der Volksschule stellen? Soll die staatliche Gesetzgebung eine bestimmte Form mit allgemein verbindlicher Kraft vorschreiben, oder soll sie sich darauf beschränken, gewisse Grenzen festzusetzen, innerhalb deren sich diese Formen zu bewegen haben, etwa mit der Maßgabe, daß den Nächstbeteiligten, der politischen Gemeinde oder der irgendwie zu organisirenden Schulgemeinde die Wahl unter diesen Formen freisteht? Und welche Formen können da in Betracht kommen? Das werden die Fragen sein, die da zum Austrag kommen müssen.

An und für sich läßt sich eine sehr verschiedne Gestaltung der konfessionellen und religiösen Verhältnisse der Volksschule denken. Das Ziel kann sein: 1. die konfessionell getrennte Volksschule, also die Schule, in der für Unterricht und Erziehung nur eine Konfession maßgebend ist, und in der deshalb die Lehrer durchaus, die Schüler der Regel nach nur einer

*) G. Voigt, Seminardirektor in Berlin: Ein Wort für die konfessionelle Volksschule. Vortrag, gehalten auf dem achten Deutschen Evangelischen Schulkongreß zu Dresden. Berlin, 1893, Buchhandlung der Deutschen Lehrerzeitung. 75 Pfge.

Konfession angehören; 2. die paritätische Schule, die für Kinder aller christlichen Konfessionen, insbesondre der katholischen und evangelischen bestimmt ist, mit gesondertem konfessionellem Religionsunterricht; 3. die konfessionelle Schule mit gemeinsamem allgemein religiösen Unterricht für alle Kinder; 4. die konfessionslose Schule ohne obligatorischen Religionsunterricht, aber mit Einrichtung eines fakultativen, konfessionellen Religionsunterrichts, der den betreffenden Religionsgesellschaften oder Kirchen überlassen bleibt, und für den die Schulräume und bestimmte Unterrichtszeiten diesen zur Verfügung gestellt werden, wie das z. B. in Frankreich der Fall ist; oder endlich 5. die religionslose Schule, in der der Religionsunterricht überhaupt ausgeschlossen ist.

Von allen diesen Gestaltungen werden bei uns in Preußen voraussichtlich nur die beiden ersten in Betracht kommen. Das Ideal einer konfessionslosen Schule mit allgemein religiösem Unterricht hat allerdings in gewissen Kreisen unsrer Volksschullehrer einige Popularität. Aber im Ernste dürfte das Ideal bei der Gesetzgebung vorläufig kaum in Frage kommen. Die religions- oder konfessionslose Schule, sei es mit oder ohne einen äußerlich angelehnten kirchlichen Religionsunterricht, hat bisher bei uns überhaupt keine nennenswerte Vertretung gefunden.

Bei der zukünftigen Schulgesetzgebung wird es sich also unsers Erachtens hauptsächlich um die beiden zuerst genannten Formen, um die konfessionelle und die paritätische Schule handeln. Dabei ist aber von vornherein ein Mißverständnis abzuwehren. Die Frage wird nicht sein, welche von beiden Formen die ausschließliche „Schule der Zukunft" sein soll, — denn die Vertreter der paritätischen Schule dürften auf deren ausschließliche Geltung keinen Anspruch erheben. Sondern die Alternative wird lauten: Ausschließlichkeit der konfessionell getrennten Schule — oder Gleichberechtigung der paritätischen. Die Frage wird sein: Soll auf dem Gebiete der öffentlichen Volksschule in Preußen die konfessionelle Trennung prinzipiell sanktionirt werden, in der Weise, daß der Staat den gemeinsamen Unterricht der Jugend verschiedner christlichen Konfessionen kraft seiner Zwangsgewalt prinzipiell verbietet und ihn etwa nur aus Not und vorübergehend hie und da zuläßt — oder soll dieser gemeinsame Unterricht, vorbehaltlich gesonderten konfessionellen Religionsunterrichts, vom Staate in irgend einer Weise zwar nicht zur ausschließlichen Regel gemacht, wohl aber prinzipiell zugelassen werden?

Der Zedlitzsche Schulgesetzentwurf hatte sich bekanntlich für die erste Seite dieser Alternative entschieden. Sogenannte Simultanschulen, also paritätische Schulen mit gesondertem konfessionellen Religionsunterricht sollten da, wo sie bisher auf Grund gesetzlicher Bestimmungen bestanden, oder wo wegen der geringen Schülerzahl konfessionell getrennte Schulen nicht errichtet werden können, bis auf weiteres noch geduldet werden. Aber prinzipiell sollte nur der Konfessionsschule das Existenzrecht zukommen. Der Entrüstungssturm, der sich gegen den Zedlitzschen Entwurf erhob, wandte sich nicht zum geringsten Teile gegen diese beabsichtigte „Alleinherrschaft der Konfession in der Schule." Die konservative Partei schickt sich an, den Zedlitzschen Entwurf in diesem Punkte — und wohl auch noch in andern — wieder aufzunehmen. Der Entrüstungssturm von damals, so rechnet sie, war ein künstlich gemachter. Sie hofft im Bunde mit dem Zentrum das damals verlorne Terrain wiederzugewinnen, und der Dresdner Evangelische Schulkongreß hat diese Hoffnung, wie es scheint, geteilt.

Wie es scheint! Denn allerdings ist der Redner dieses Kongresses auf die politische Frage, also auf die Frage nach der anzustrebenden gesetzlichen Gestaltung der Volksschule nicht ausdrücklich eingegangen. Wenn er sein Thema in der Frage formulirt: Warum darf die Simultanschule nicht die Schule der Zukunft sein? — so beleuchtet er diese Frage lediglich vom pädagogischen Standpunkt aus. In dem Ausdruck Simultanschule faßt er dabei die paritätische Schule, wie wir sie oben definirt haben, und die konfessionslose Schule mit gemeinsamem allgemein religiösen Unterricht zusammen. Er verwirft beide Formen der Simultanschule als pädagogisch unzulässig: aber ob er sich dabei nur gegen die gefürchtete zukünftige Alleinherrschaft der Simultanschule in einer dieser beiden Formen wenden will, ob er nur abwehren will, daß die Simultanschule nicht schlechthin oder ausschließlich zur „Schule der Zukunft" werde, oder ob er der Simultanschule überhaupt das Existenzrecht absprechen und somit das Zedlitzsche prinzipielle Verbot derselben befürworten will, ergiebt sich aus dem Vortrage nicht mit Bestimmtheit. Die pädagogischen Erwägungen, die der Redner vorträgt, gehen freilich mit solcher Entschiedenheit darauf aus, die völlige Zweckwidrigkeit und pädagogische Widersinnigkeit jeder Art von Simultanschule darzuthun, daß die Folgerung, diese Schuleinrichtung müsse auch gesetzlich prinzipiell für unzulässig erklärt werden, jedenfalls sehr nahe liegt, und wir werden wohl nicht fehlgreifen, wenn wir in dem Vortrage eine Art pädagogisch-technischer Vorbereitung des demnächst zu erwartenden Vorstoßes der konservativen Partei auf dem Gebiete der Volksschulgesetzgebung erblicken. Eine nähere Prüfung der von dem Verfasser vorgetragnen Gründe für die konfessionell getrennte Volksschule dürfte deshalb am Platze sein.

2

Wir bemerken zunächst, daß das, was der Verfasser gegen die Simultanschule mit einem allgemeinen Religionsunterricht für Kinder aller Konfessionen und womöglich Religionen sagt, durchaus zutreffend ist und im Kampfe gegen die auf Herstellung einer solchen Schuleinrichtung abzielenden Bestrebungen volle Beachtung verdient. Aber die Alternative, um die es sich unsers Erachtens in dem „Kampfe um die Volksschule" handeln wird, bleibt davon unberührt. Im Vordergrunde der öffentlichen Diskussion wird unsers Erachtens die konfessionell getrennte und die paritätische Volksschule und die Frage nach der Stellungnahme des Staates namentlich zu dieser stehen. Es wird sich darum handeln, ob, wie oben bemerkt, der preußische Staat die paritätische Schule der Zukunft prinzipiell zulassen oder prinzipiell verbieten soll.

Die Mängel, mit denen die paritätische Schule behaftet sein soll, betrachtet der Redner als so offenkundig und in dem Grade unbestreitbar, daß sie mehr und mehr, selbst von den Gegnern der konfessionellen Schule anerkannt werden. Er giebt sich indessen doch die Mühe, diese Mängel aufzuzählen.

Die paritätische Schule könne, das ist nach dem Verfasser ihr Hauptmangel, kein einheitliches, festbestimmtes, in sich zusammenhängendes **Erziehungsziel** haben. Sie müsse mindestens ein doppeltes Ideal für die Charakterbildung ihrer Zöglinge anerkennen und seine Verwirklichung anstreben, weil mindestens zwei von einander verschiedene religiöse Gedankenkreise in ihren Zöglingen herausgebildet werden. Diese Gedankenkreise seien aber nicht nur einander an sich entgegengesetzt, sondern sie übertrügen den Gegensatz auch auf den sittlichen Gedankenkreis, der von dem religiösen abhängig sei, wie er andrerseits auf ihn zurückwirke.

So ist das sittlich-religiöse Ideal in dem einen Kreise verschieden von dem in dem andern. Da nun der religiöse Vorstellungskreis in der paritätischen Schule seinen ursprünglichen, durch die Konfession bestimmten Charakter bewahren soll, so ergiebt sich für die Schule die Notwendigkeit, die aus dem konfessionellen Religionsunterricht hervorgewachsenen und einander entgegengesetzten sittlich-religiösen Ideale entweder beide gleichmäßig anzuerkennen oder beide gleichmäßig zu ignoriren und in dem zweiten Falle wiederum entweder ein andres Ideal an die Stelle der beiden zu setzen oder überhaupt auf ein sittlich-religiöses Ideal zu verzichten. Mag sie nun wählen, wie sie immer wolle, in jedem Falle ist **entweder die Einheit des Erziehungszieles oder die Aufgabe der Erziehung selbst preisgegeben.** (S. 21 f.)

Es besteht also, wenn wir den Verfasser recht verstanden haben, eine so völlige Unvereinbarkeit zwischen den sittlichen und sittlich-religiösen Grundanschauungen der evangelischen und katholischen Christen in Deutschland, daß eine gemeinsame Jugenderziehung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Andre sittliche Auffassungen herrschen bei den Evangelischen, andre bei den Katholischen. Was dem einen Teil als sittlich geboten, als sittlich erstrebenswert erscheint, gilt dem andern Teile als sittlich verkehrt oder doch als sittlich gleichgiltig. Ein gemeinsames Maß sittlichen Urteils ist zwischen beiden Teilen nicht mehr vorhanden. Ob und wie bei dieser Lage der Dinge eine sittliche

Gemeinschaft, ein sittlicher Verkehr der Erwachsenen möglich ist, wird von dem Verfasser nicht erörtert: irgend welche Gemeinschaft in der Erziehung der Jugend aber ist unter diesen Umständen nach seinem Dafürhalten ausgeschlossen.

Wir gestatten uns hier eine Einrede. Es wäre erwünscht gewesen, wenn der Redner die Verschiedenheit des religiös-sittlichen Ideals bei Katholiken und Evangelischen — denn um diesen Gegensatz handelt es sich bei dem Verfasser wohl ausschließlich — näher formulirt hätte. Wir geben zu, daß es bei den Katholiken wirklich ein religiös-sittliches Lebensideal giebt, das von dem der evangelischen Christen so weit entfernt ist, daß eine gemeinsame Erziehung zu diesem Ziele hin nicht möglich wäre, wenn dies Ideal als das für die Kindererziehung maßgebende gelten müßte. Es ist das asketische Mönchsideal. Wenn es zum Wesen der katholischen Erziehung gehörte, ihre Zöglinge mit Entschlossenheit diesem Ideale zuzubilden; wenn der katholische Erzieher sein Werk nicht gethan zu haben glauben könnte, es sei denn, daß er dies Ideal in wirksamer Weise in die Herzen seiner Zöglinge gepflanzt und sie zur Erwählung des Klosterlebens bestimmt hätte: dann wäre die gemeinsame Arbeit der Katholiken und Evangelischen im Werke der Jugenderziehung allerdings unmöglich. Aber so hoch auch dies Mönchsideal in der sittlichen Schätzung der katholischen Kirche steht, es wäre doch eine völlige Verkennung des Sachverhalts, wenn man behaupten wollte, daß dies Ideal ohne weiteres für die katholische Kindererziehung das Ziel sei. Nach der katholischen Auffassung ist dies Ideal nur für die giltig, denen der besondre innere Beruf für das klösterliche Leben zu teil geworden ist. Als Regel wird dagegen ein sittliches Erziehungsziel gelten, das sich von dem evangelischen schwerlich in erheblicher Weise unterscheidet, — man müßte denn an eine gewisse moralische Kasuistik, an die Lehre vom innern Vorbehalt (reservatio mentalis), von heimlicher Schadloshaltung (compensatio clandestina) u. dgl. denken, die in den für die Beichtpraxis bestimmten Lehrbüchern der Moral allerdings eine Rolle spielen, die aber in die Schule und die Jugenderziehung nicht hingehören, und deren Behandlung vom Staate auch in einer rein katholischen Schule gewiß nicht gestattet werden würde. Die religiösen Mittel, um zu dem gemeinsamen sittlichen Lebensziel zu gelangen, sind allerdings bei Katholiken und Evangelischen so verschieden wie der katholische und evangelische Kultus oder das katholische und evangelische System der Glaubenslehre. Aber das Ziel selbst, der Maßstab, an dem wir die sittlichen Pflichten und den sittlichen Menschenwert messen, das Urteil darüber, was Gerechtigkeit, Güte, Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, Wohlwollen, oder welche sittliche Tugenden wir nennen wollen, sei: wenn dies bei Evangelischen und Katholischen so verschieden wäre, daß eine Verständigung darüber nicht möglich wäre, dann wäre allerdings nicht bloß gemeinsame Erziehung, sondern jede Lebensgemeinschaft zwischen den beiden Parteien ausgeschlossen. Dann aber müßten wir die Hoffnung auf ein inneres Zusammenhalten des deutschen Volkes überhaupt aufgeben. Dann existirten in Deutschland zwei Menschenklassen, die nichts mehr mit einander gemein hätten; dann wäre der Tod unsers Volkes, sein eigner Zerfall besiegelt. Denn ein Volk, das keine gemeinsamen sittlichen Grundgedanken, keine gemeinsamen sittlichen Maßstäbe mehr hat, ist kein Volk mehr. Es ist dem Untergange, der innern Auflösung unrettbar verfallen. In England haben sittliche Vorurteile gegen die Katholiken, auf Grund deren den Katholiken die politischen Rechte entzogen waren, lange genug bestanden. Ein Katholik kann kein englischer Bürger im vollen Sinne des Wortes sein, das war die feste Ueberzeugung der englischen Protestanten, denn man kann seinem Eide nicht trauen, man weiß nicht, ob oder wie bald er Dispens davon bei seinen geistlichen Obern findet. Das waren Uebertreibungen, die glücklicherweise dort aufgegeben sind. Wir wollen sie doch in Deutschland nicht wieder ins Leben rufen. In romanisch-katholischen Ländern, wo man den Protestantismus kaum von Hörensagen oder aus dem Munde der römischen Priester nur als Karrikatur kennt, mag die Vorstellung populär sein, daß jeder Protestant ein Freidenker, d. h. ein Atheist, ein Mensch

ohne Gewissen sei. Wollen wir befürchten, daß unsre deutschen katholischen Mitbürger solche Vorstellungen von uns haben? Ja, man könnte es vielleicht dahin bringen, daß zwischen den beiderseitigen Konfessionsgenossen alle Brücken geistiger und sittlicher Gemeinschaft abgebrochen würden, daß von den Katholiken alle Protestanten als „gewissenlos," von den Protestanten alle Katholiken als „falsch" angesehen würden, und ein kräftiger, grimmiger Haß die einen gegen die andern zum Kampfe stachelte. Wenn die Ultramontanen darauf hinarbeiten, wenn sie die Eheschließung zwischen Katholiken und Evangelischen unmöglich zu machen suchen, wenn sie die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Teilen durch Gründung katholischer Kasinos zu zerschneiden bemüht sind, wenn sie gegen evangelische Handels- und Gewerbetreibende katholischerseits eine Art Boykott zu organisiren streben, wenn sie im Gegensatze zu unsrer „sogenannten klassischen Litteratur" eine eigne katholische Litteratur ins Leben rufen — das alles ist im Sinne der Ultramontanen taktisch richtig. So ist auch die völlige, durch Staatsgesetz garantirte Trennung der evangelischen und katholischen Jugend vom Eintritt in die Schule an im Sinne der Ultramontanen eine völlig unanfechtbare, ohne Zweifel höchst wünschenswerte taktische Maßregel. Es fehlte bloß noch, daß man für die Katholiken besondre katholische Landräte, katholische Richter — womöglich besondre katholische Regimenter in der Armee forderte. Denn gemeinsame sittliche Werte, gemeinsame sittliche Ueberzeugung, gemeinsame sittliche Ziele giebt es für Katholiken und Protestanten nicht! Wer als evangelischer Christ unter Katholiken, wer als katholischer Christ unter Evangelischen gelebt hat, dem muß diese Aufstellung, auf die das Todesurteil für die paritätische Volksschule von dem Redner des Evangelischen Schulkongresses gegründet wird, als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen. Unsre Konservativen sollten sich tausendmal bedenken, ehe sie den Satz von der Unvereinbarkeit evangelischer und katholischer Sittlichkeit unterschrieben.

Wenn der Satz wahr wäre, müßte selbstverständlich der Parität nicht bloß in der Volksschule, sondern auch in der höhern Schule das Todesurteil gesprochen werden. Die paritätische höhere Schule besteht und kann nicht entbehrt werden. Sollte es wahr sein, daß diese so völlig auf die Lösung der Erziehungsaufgabe verzichten müßte? Wir glauben getrost an alle Leiter und Lehrer paritätischer höherer Schulen appelliren zu dürfen, ob es ihnen je in den Sinn gekommen ist, daß sie wegen der „Grundverschiedenheit der sittlichen Auffassungen" in ihrem Kollegium unfähig wären, an der heiligsten Aufgabe der Schule, an der Mitwirkung zur sittlichen Erziehung der Jugend, zu arbeiten. Oder sollten der höhern Schule mit ihrem Latein und Griechisch, Französisch und Englisch, Mathematik, Physik und Chemie höhere Kräfte zu Gebote stehen, die ihnen die Mängel ihrer sittlichen Machtlosigkeit, weil konfessionellen Zwiespältigkeit, ersetzen könnten? Die Frage beantwortet sich wohl von selbst — aber was von der höhern Schule gilt, das gilt in dieser Beziehung sicher auch von der Volksschule. Die höhere Schule hat in Bezug auf ihre Erziehungsaufgabe vor der Volksschule weder etwas voraus, noch steht sie hinter ihr zurück. Es ist ein in sehr weiten Kreisen, und zwar gerade in Kreisen der höher Gebildeten, der Politiker gewissermaßen beliebter Gedanke, daß gerade für die Volksschule die sittlich-religiöse Erziehung besonders wichtig sei, wichtiger als für die höhere Schule. Merkt man denn gar nicht, was man damit eigentlich sagt? Man sagt damit, daß die sittlich-religiöse Erziehung für die höhern Schulen von mindrer Bedeutung ist als für die Volksschulen. Warum soll das sein? Etwa weil Religion und Sittlichkeit für die höhern Klassen überhaupt nicht die Wichtigkeit wie für die niedern haben?

Wenn der Staat mit seiner Zwangsgewalt die konfessionelle Trennung der Jugend in der Volksschule durchsetzen will, und zwar aus dem Grunde, weil die paritätische Schuleinrichtung mit der Erziehungsaufgabe der Schule im Widerspruch stehe, dann muß er auch auf dem Gebiete des höhern Schulwesens die konfessionelle Trennung von Staats wegen fordern, denn den höhern Schulen muß die Erziehungsaufgabe ebenso wichtig wie den niedern sein.

Wir können diesen Punkt nicht verlassen, ohne noch etwas hinzuzufügen. Wie unser deutsches Volk noch heute, Gott sei Dank, bei Katholiken und Protestanten eine gemeinsame sittliche Grundanschauung hat, so fehlt es ihm auch nicht an einer gemeinsamen religiösen Grundanschauung. Es ist die christliche. Der Gegensatz der Konfessionen hat dem Christentum in der ganzen Welt und so auch in Deutschland gesonderte gottesdienstliche, dogmatische, kirchenrechtliche Ausprägungen gegeben. Man spricht von verschiednen „Kirchen," die auf diese Weise entstanden sind. Aber der evangelische Christ darf nicht vergessen, daß es im biblischen Sinne allezeit nur eine Kirche Christi giebt. Das ist nach dem Lutherschen Katechismus die „eine Christenheit" auf Erden. Im Sinne des Westfälischen Friedens oder irgend eines sonstigen Staatsrechts mag es zwei oder drei oder immerhin noch mehr „Kirchen" geben, im biblischen Sinne giebt es nur eine. In ihr bestehen verschiedne Kultusformen, verschiedne Lehrsysteme, verschiedne Verfassungen. Aber es ist eine Christenheit. Unser Volk ist ein christliches Volk. Wo nicht bösartige Hetzerei die Herzen aus einander gerissen hat, versteht der Katholik und Protestant recht gut, daß sie schließlich auf einem und demselben Grunde stehen. Er heißt Jesus Christus. Mögen die religiösen Lehrsätze verschieden formulirt sein, ihr Inhalt, soweit er von einem gläubigen Herzen erfaßt ist, stimmt näher zusammen, als die Fanatiker des Dogmas zugeben wollen. Wir haben uns, vielleicht durch die „jüdische" Zeitungspresse beeinflußt, daran gewöhnt, oft von drei Konfessionen in Deutschland, der katholischen, evangelischen, jüdischen, zu sprechen. Das sollten wir uns wieder abgewöhnen. Unser Volk hat eine Religion, die christliche, und daneben eine Anzahl jüdischer Mitbürger, die ihre besondre jüdische Religion für sich haben, und die wir ihnen gönnen wollen. In dem Kampf, der uns heutzutage verordnet ist, liegt viel daran, daß wir uns auf unsre christliche Gemeinschaft besinnen. Wir wollen unsre Jugend mit den besondern Lehren und Ordnungen der Konfessionsgemeinschaften, denen die Einzelnen angehören, im Religionsunterricht der Schule bekannt machen, — und nicht bloß bekannt machen, sondern dieser Unterricht in Schule, Kirche und Haus trachte darnach, den Zöglingen ihre Konfession und Konfessionskirche so lieb und wert zu machen, als möglich. Aber wie es der rechte christliche Religionsunterricht auch in seiner streng konfessionellen Ausprägung nicht daran fehlen lassen darf, die christliche Gemeinschaft mit den andern Konfessionen zu betonen und das Gute und die eigentümlichen Gaben, die andre Konfessionen haben, anzuerkennen, so kann die Lebensgemeinschaft in der christlichen, paritätischen Schule sich in ihrer erziehenden Einwirkung auf die Schule auf diesen gemeinsamen christlichen Grund stützen; er ist stark genug dazu.

Daß also eine Lösung der christlichen Erziehungsaufgabe in der paritätischen Schule ein Ding der Unmöglichkeit sei, können wir dem Redner des deutschen Evangelischen Schulkongresses zu Dresden unter keinen Umständen zugeben.

3

Der zweite Grund, den dieser Redner gegen die paritätische Schule anführt, ist der, daß in ihr der Religion eine nur „peripherische Stellung" zuerkannt werde. Die Religion gebe in ihr nicht mehr den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts ab. Da fragt es sich, wie die Zentralstellung der Religion zu verstehen ist. Ist damit gemeint die Religion als solche, als Gesinnung, mit ihren Lebensäußerungen des Gebetes und der religiösen Mahnung — oder ist gemeint der Religionsunterricht in seinen verschiednen Zweigen. Der Religion als Gesinnung wird sicherlich die Zentralstellung, oder besser ausgedrückt, die Bedeutung des gemeinsamen, tragenden Grundes für die ganze Schulerziehung zukommen; das ist aber, wie wir soeben auszuführen versucht haben, auch in der paritätischen Schule sehr wohl möglich und wird um so sicherer der Fall sein, wenn es der Schule in ihrem Leiter und in ihren Lehrern nicht an den rechten lebendigen, christlichen Persönlichkeiten fehlt. Für dieses so hochwichtige Erfordernis kann freilich durch keine Art von organisatorischen Bestimmungen gebürgt werden. Dagegen kann die Schulorganisation dafür sorgen, daß es der christlichen, paritätischen Schule nicht an gemeinsamer Uebung des christlichen Gebetes fehle. Die Ultramontanen erklären wohl gelegentlich eine gemeinsame Gebetsübung, bei der von den konfessionellen Gegensätzen abgesehen wird, für unzulässig und haben es auch wohl hie und da in paritätischen Schulen durchgesetzt, daß das gemeinsame Schulgebet ausgeschlossen wird. Das ist dann nicht Schuld der paritätischen Schule, sondern Schuld einer konfessionellen Agitation, die alles daran setzt, die konfessionellen Gegensätze zu schärfen und zu übertreiben. Ein kirchliches Verbot, das den Katholiken verhinderte, mit dem evangelischen Christen zusammen ein Vaterunser zu beten, besteht vorläufig noch nicht, wenigstens nicht in den katholischen Diözesen, die dem Schreiber dieses bekannt sind. Und noch giebt es paritätische Schulen genug, in denen in altherkömmlicher Weise das gemeinsame Schulgebet ohne Anfechtung geübt wird.

Endlich wird als dritter Grund gegen die Zulässigkeit der paritätischen Schulen hervorgehoben, daß die Religion in ihnen nicht mehr das Einheitsband zwischen den verschiednen Unterrichtsdisziplinen der Volksschule abgeben könne. Wir wollen zugeben, daß manche Anlehnung an den religiösen Unterrichtsstoff, manche Bezugnahme auf ihn in den übrigen Unterrichtszweigen unterbleiben wird, — aber weshalb der Geschichtslehrer nicht auch in der paritätischen Schule auf den Segen des Christentums, der Lehrer des Deutschen auf den religiösen Wert der deutschen Lyrik, der Lyrik eines Klopstock, Hölty, Uhland, Claudius gleichzeitig zu evangelischen und katholischen Schülern reden dürfe, weshalb nicht katholische und evangelische Schüler aus demselben Lesebuche die ergreifenden religiösen Ergüsse evangelischer und katholischer Dichter, an denen unsre Lesebücher so reich sind, kennen und lieben lernen können, ist doch nicht einzusehen. Eine persönliche Erinnerung sei erlaubt hier anzuführen. Schreiber dieses wohnte einst dem Unterricht in einer paritätischen höhern Schule bei. Es war zufällig die erste derartige Anstalt, die er kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Da wurde von den katholischen und evangelischen Schülern — sie waren ziemlich zu gleichen Teilen in der Klasse vorhanden — „der siebzigste Geburtstag" von Voß gelesen — jenes liebliche Bild aus dem Hause eines „lutherischen" Dorfschulmeisters, der durch den Besuch des jungen Pfarrers, seines Sohnes, und der jungen Frau Pfarrerin, seines lieben Schwiegertöchterchens, überrascht wird. Ja freilich, solch ein freundliches, sympathisches Bild von dem Leben des evangelischen Pfarrers mit seiner jungen Frau wäre nach den Grundsätzen der konfessionellen Eiferer vor den Augen der katholischen Jugend wohl besser zu verhüllen. Und was würden diese — katholischen oder evangelischen — Eiferer erst gesagt haben, wenn sie gleich darauf aus dem Munde katholischer Schüler das prächtige Sommerlied: „Geh aus mein Herz" gehört hätten, wenn sie gehört hätten, wie auch die katholischen Schüler als den Verfasser ganz munter den lutherischen Prediger Paul Gerhardt an St. Nikolai in Berlin zu nennen wußten. Das ist eben der Segen der paritätischen Schule, daß die katholischen Schüler auch von dem Geist und Leben der Evangelischen gelegentlich etwas Gutes zu hören bekommen, und umgekehrt.

Es ist mit dem Zusammengehen der Kinder verschiedner Konfession ähnlich wie mit dem Zusammengehen von Kindern verschiedner sozialer Klassen. Man möchte sie um jeden Preis auseinanderhalten. Man meint, die Erziehung müsse bei dem Zusammengehen leiden. Man sagt: die Gegensätze würden dadurch nicht gemildert, sondern eher geschärft. Das ist wahr, daß diese Gegensätze beim Zusammengehen sich wirklich hie und da einmal in unliebsamer Weise geltend machen können, und daß in diesem Falle gewisse Schwierigkeiten entstehen. Aber besteht in der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten nicht gerade die Aufgabe der Erziehung? Heißt es diese Seite der Erziehungsaufgabe lösen, wenn man sie sich durch zwangsmäßig durchgeführte Trennung von Vornehm und Gering, von Arm und Reich, von Evangelisch und Katholisch einfach fernhält? Und daß die Lösung dieser Aufgabe nicht so unmöglich ist, wie man behaupten will, daß wirklich durch das Zusammengehen der Kinder verschiedner sozialer Stände, verschiedner religiöser Bekenntnisse eine gewisse Ausgleichung der Gegensätze herbeigeführt

wird — dafür dürfen wir uns getrost auf die Erfahrung berufen. Natürlich darf man bei einer solchen Ausgleichung der konfessionellen Gegensätze nicht gleich an die neue Einheitskirche denken, von der hie und da geredet wird. Kgr

Zur innern Lage des Protestantismus in Frankreich

In Frankreich ist der Herbst des letzten Jahres an protestantischen Kundgebungen reich gewesen und hat in ihnen, sagen wir es gleich heraus, die schönsten Friedensfrüchte gezeitigt. Der konservative Teil der nationalen reformirten Kirche hat seine sechste offiziöse Synode in La Rochelle abgehalten. Die liberale Fraktion derselben Kirche hat in Nîmes eine Konferenz gehabt, und die Union der freien evangelischen Kirchen ist zu ihrer dreiundzwanzigsten Synode in Orthez zusammengekommen. Es lohnt sich der Mühe, das Wichtigste von dem, was in den drei Versammlungen gethan und gesprochen worden ist, hervorzuheben. Denn wir werden daraus ein ziemlich genaues und deutliches Bild von der gegenwärtigen Lage des französischen Protestantismus und von den neuen Strömungen, die er in sich birgt, gewinnen. Nur der Vollständigkeit wegen schicken wir die Bemerkung voraus, daß außer den vorhin genannten drei kirchlichen Richtungen auch noch die evangelisch-lutherische Kirche Augsburgischer Konfession in Frankreich vertreten ist und etwa 50—60 000 Mitglieder zählt. Nur ist sie diesmal nicht zu gleicher Zeit mit den andern zum Worte gekommen.

1

Die Synode von La Rochelle, die Vertretung des der Zahl nach stärksten Teils des reformirten Bekenntnisses, tagte vom 10. bis 19. Oktober. Als Hauptaufgabe unter vielen andern praktischen Fragen war ihr die Revision der Liturgie gestellt. Zwei Richtungen waren vertreten, deren gegenteilige Ansichten über die liturgische Form des Gottesdienstes den Ausbruch eines Streites befürchten ließen. Bereits vor drei Jahren auf der Synode zu Vigan waren schwerwiegende Bestimmungen über die Liturgie getroffen worden. Damals hatte die gewohnte Ordnung des sonntäglichen Hauptgottesdienstes eine Aenderung erfahren, die dem Kultus eigentlich einen ganz neuen Charakter verlieh. Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis, das früher erst am Ende des Gottesdienstes zur Verlesung kam, war in die Mitte gerückt worden und stand nun zwischen Sündenbekenntnis und Predigt. Es sah aus, als wäre dieses Symbolum, das überdies dem altcalvinischen Hauptgottesdienst gänzlich fremd war, jetzt das Hauptstück des neuen Kultus. Die Gefahr lag nahe, in dem Sündenbekenntnis bloß eine Vorbereitung auf das orthodoxe Glaubensbekenntnis zu sehen und in der Predigt nur die Erläuterung dieses unverrückbaren Glaubens. Eine solche Bestimmung und Neuerung konnte nicht ohne Widerspruch bleiben. Der bloß offiziösen Synode gegenüber bestanden denn auch viele von den synodalen Kirchen auf ihrer Freiheit und richteten sich nach den Beschlüssen von Vigan entweder gar nicht oder nahmen sie nur teilweise an. Die diesjährige Synode nun sollte der Willkür womöglich ein Ende machen. Die Aufgabe war ihr nicht leicht gemacht. Noch kurz vor Eröffnung der Synode unterzeichneten 127 Pfarrer eine Petition, worin sie die Synode baten, von jeder endgiltigen Bestimmung über die Stellung des Symbols im Kultus abstehen zu wollen. Zu gleicher Zeit richtete Professor Bruston aus der theologischen Fakultät in Montauban an die Mitglieder der Synode einen offnen Brief, worin er sich in scharfer Sprache gegen die Beschlüsse von Vigan erhob. Sie seien vom logischen und liturgischen Standpunkt aus zu verwerfen. Sie durchbrächen die Einheit des Gottesdienstes und führten in die reformirten Kulte Unterschiede ein, die sich der Staat bei seinem Streben nach Ablösung von der Kirche gar bald zu nutze machen würde.

So standen die Dinge, als die Synode in die Arbeit trat. Man fürchtete, der Kampf werde über den dogmatischen Wert des apostolischen Glaubensbekenntnisses entbrennen. Und

doch, die Synode, die zu Anfang in zwei Parteien geteilt schien, fand sich am Ende einig. Wie kam das?

Die Verteidiger der zentralen Stellung des Symbols ließen sich zu einem doppelten Zugeständnis herbei. Sie betonten feierlichst durch den Mund des Professors Doumergue in Montauban, daß sie sich bei der Versetzung des Symbols in die Mitte des Gottesdienstes lediglich von liturgischen, nicht aber von dogmatischen Gründen leiten ließen. Es liege ihnen durchaus fern, die Gewissen vergewaltigen zu wollen. Es sollte bloß das Ende des Gottesdienstes von der langen Rezitation des Symbols entlastet und durch die unmittelbare Folge von Gesetz, Sündenbekenntnis und Glaubensbekenntnis eine Art Dreiteilung aufgestellt werden. Weiter ließen sie zu, daß zwischen dem Bekenntnis der Sünden und der Verlesung des Symbols einige Schriftworte eingefügt würden, die die Liebe Gottes und die Vergebung der Sünden verheißen. Dadurch schafften sie der Deutung Raum, daß nicht mehr das Symbolum, sondern die Zusage der Sündenvergebung das dritte Glied des trilogischen Systems einleite. — Auf diese Versicherungen und Zugeständnisse hin erklärten nun die Gegner der zu Vigan getroffenen Bestimmungen diese denn doch annehmen zu wollen, und gaben ihre Stimmen dafür ab. Die Klippe war glücklich umschifft, dank dem festen Willen auf beiden Seiten, ein Mittel der Einigung zu suchen und die Schwierigkeiten zu ebnen.

Durch diesen Synodalbeschluß ist freilich die prinzipielle Frage nach dem dogmatischen Werte des apostolischen Symbols nicht gelöst, auch ist das logische Denken nicht so recht befriedigt, noch ist den 127 petitionirenden Geistlichen volle Genugthuung geworden. Doch hat die Versammlung klar genug bewiesen, daß ihr die Bruderliebe und der kirchliche Friede über die Schärfe der Logik geht und eines Opfers wert erscheint, und daß sie auch den synodalen Gemeinden und ihren Dienern um der Eintracht willen ein Opfer zutraut. Die Synode, als offiziöse, hat nicht die Macht, ihre Beschlüsse auf disziplinarischem Wege durchzuführen. Ihre Autorität ist lediglich eine moralische. Um so erfreulicher ist es, daß sie in der friedlichen Behandlung der kirchlichen Fragen mit so gutem Beispiele vorangeht. — Manche freilich empfinden es schwer, daß es der Synode an strafrechtlichen Befugnissen fehlt, und möchten gern diesem Mangel abhelfen. Auch was diesen Punkt betrifft stehen sich zwei Richtungen gegenüber. Die Schroffgesinnten möchten ohne weiteres der offiziösen Synode eine Exekutivgewalt zuerkannt wissen. Ihr Antrag aber, die Gemeinden, die die Synodalbeschlüsse nicht annehmen würden, aus dem Verbande auszuschließen, wurde abgewiesen. Der Sieg verblieb den Gemäßigten, die zur Verhütung der Trennung von Kirche und Staat auf friedlichem Wege und ganz allmählich die bloß offiziöse Synode zur Würde einer offiziellen erheben wollen. Um aber das Friedenswerk, das eben in der Frage der Liturgie zustande gekommen war, nicht wieder zu gefährden, ließ man für diesmal die Frage nach der Kirchenverfassung und Kirchenzucht unerledigt. Sie soll in drei Jahren auf der Generalsynode zu Sedan wieder aufgenommen werden.

Der Friedensgeist, der die Versammlung beseelte, wurde auch noch in der letzten Stunde offenbar, als der Moderator (Präsident) Pfarrer Couve aus Paris die Schlußrede hielt. Er hob die Verständigung hervor, die innerhalb der Synode erzielt worden sei, fügte aber hinzu, die synodale evangelische Partei dürfe sich nicht mit diesem Erfolge begnügen. Draußen ständen noch andre Glieder der evangelischen Kirche Frankreichs, auf die zu hören und auf die einzuwirken Pflicht sei. „Es wäre gottlos, wenn wir uns ohne weiteres in die noch vorhandne Trennung der französischen protestantischen Familie ergeben wollten.“ Allgemeiner Beifall begleitete diese Worte und zeugte von dem Entschluß, auf dem Wege der Einigung fortzufahren.

2

Dieses Vorgehen kann bei einem Teile der liberalen Partei auf Verständnis rechnen. Denn auch auf der Konferenz zu Nîmes, wo die liberale Fraktion der Reformirten sich Ende Oktober versammelt hat, ist das Streben nach Einigung zu kräftigem Ausdruck gekommen. Pfarrer Trial von Nîmes brachte

ein Referat über die Verständigung unter den Theologen und versuchte den Boden abzustecken, auf dem sich alle kirchlichen Parteien brüderlich zusammenfinden können. Praktische Frömmigkeit, kirchliches Interesse und Eifer für die innere Mission bilden diesen Boden. Nur gilt es scharf zwischen Theologie und Religion zu unterscheiden. In einer Reihe von Thesen stellte dann Referent die „sittlichen und christlichen (so!) Thatsachen“ dar, die jeder Gläubige festhalten muß. Diese Darstellung nun ist so bestimmt und positiv ausgefallen, daß die äußerste Linke der Fraktion sich darüber aufgeregt hat. Die Vertreter der extremen Richtung sind ja eine solche Sprache nicht gewohnt. Das einzige Dogma, das sie gelten lassen, ist dies, kein Dogma zu haben oder wenigstens keins zu bekennen. Sie halten sich an die freie Forschung, kommen aber vor lauter Forschung nie dazu, die Ergebnisse in zusammenfassender Formulirung kundzugeben. Pfarrer Trial schlägt einen neuen Weg ein, und eine Reihe von jüngern Gesinnungsgenossen folgt ihm. Dabei fällt jedem auf, daß nunmehr die gemäßigte Rechte der Liberalen und die gemäßigte Linke der synodalen Evangelischen sich in merkwürdiger Weise naherücken und wohl mit der Zeit in der Mitte zwischen den Extremen beider Richtungen eine neue Gruppe bilden werden. Bis es dazu kommt, werden wohl noch Jahre vergehen. Immerhin ist der Weg zu diesem Zusammenschluß gebahnt.

3

Was in La Rochelle und in Nîmes geschehen ist, kann den nicht wundern, der weiß, wie friedlich bereits Ende September die Union der freien Kirchen in ihrer Synode zu Orthez einen dogmatischen Streit zum Austrag gebracht hat. Vor zwei Jahren hatte der Pfarrer der freien Kirche zu Lyon, Leopold Monod, in einer Arbeit über die Autorität in Glaubenssachen Bedenken gegen die unbedingte Inspiration der heiligen Schrift und die metaphysische Gottheit Christi laut werden lassen. Seine Schrift hatte bei vielen Aufsehen erregt, und man fragte sich, ob solche häretische Gedanken im Schoße der Union geduldet werden dürften. Mit seiner Gemeinde setzte sich Pfarrer Monod ganz offen auseinander und bat um seine Entlassung. Doch wollte die Kirche zu Lyon von ihrem Pfarrer nicht lassen und stellte die Regelung der Angelegenheit der nächsten Synode anheim. So stand denn der „Fall Monod“ auf der Tagesordnung der diesjährigen Synode. Am dritten Tage sollte die Debatte darüber eröffnet werden. Jedermann stand unter dem Druck einer bangen Ahnung, und diese Stimmung machte sich auch in dem Inhalt der Gebete, die gesprochen wurden, und in der Wahl des zu verlesenden Schriftabschnittes (Psalm 133) geltend. Zunächst wurde mit großem Takte das Persönliche an der Frage abgestreift und die Diskussion auf eine breitere Grundlage gestellt. Trotzdem wurde bald klar, daß eine Anzahl Mitglieder, bei allem Eifer die Personen zu schonen, doch die lautgewordnen Irrtümer aufs strengste verurteilt wissen wollten. Sie stellten einen Antrag, der alles Gewicht gerade auf die Stücke legte, die für einige Pfarrer Gegenstand des Zweifels und der Unsicherheit waren, die unbedingte Inspiration der Bibel, die metaphysische Gottheit Christi und seine reale Präexistenz. Dieser Antrag bedrohte die Einheit der Union. Ihn annehmen hieß etliche Pfarrer aus dem Verbande der Union hinausdrängen. Ein zweiter milderer Antrag wurde eingebracht, und zwar machte es den tiefsten Eindruck auf die Versammlung, daß er von einem Manne ausging und befürwortet wurde, von dem man es nicht erwartete. Der Antragsteller war Pfarrer Pozzy, der Nestor unter den Geistlichen der Union, der allein von den Gründern des Bundes noch übrig ist. Er hatte seit 1849, dem Jahre der Gründung, allen 23 Synoden des Bundes beigewohnt und genoß den Ruf, kein sonderlicher Freund der modernen Theologie zu sein. Und doch war er es, der durch das Beispiel größter christlicher Weitherzigkeit alle mit sich riß. Sein Antrag lautete: „Die Synode, entschlossen, nicht von dem Geiste der Glaubenstreue und der Weitherzigkeit abzuweichen, der die Gründer des Bundes beseelt hat, bekräftigt ihre feste Entschlossenheit, die Fundamentalwahrheiten unverändert festzuhalten, die im Glaubensbekenntnis des Bundes geschrieben stehen, wobei jedem die Freiheit seiner theologischen Meinungen vorbehalten ist.“ — Der Vorzug dieses Satzes liegt darin, daß er die angefochtenen Lehrstücke nicht einzeln erwähnt. Dadurch legt er dem Bekennenden nahe, an dem entschieden evangelischen Geiste des Glaubensbekenntnisses der Union festzuhalten, ohne sich an dem Buchstaben der einzelnen Lehren zu stoßen. In diesem Sinne durfte auch ein Leopold Monod dem Bekenntnis treu bleiben. Als er denn auch, nach etlichem Bedenken, seine Absicht kund gab, für den Antrag Pozzy zu stimmen, streckten ihm alle, die ihn umringten, die Hände entgegen. Seine Augen waren feucht, und jedermann war ergriffen. Im übrigen enthält der Antrag starke Widersprüche, die den beiden Parteien erlauben, sich gleicherweise den Sieg zuzuschreiben. Die Konservativen weisen darauf hin, daß die fraglichen Lehren ja ausdrücklich im Bekenntnis der Union geschrieben stehen, die „Modernen“ ihrerseits berufen sich auf die ihnen zugesagte Freiheit der theologischen Meinungsäußerung. Aber der Antrag will gar nicht durch scharfe Logik glänzen, er will nur den kirchlichen Frieden. Und den hat er auch erreicht. Die Abstimmung geschah unter eigentümlichen Umständen. Es war mittlerweile dunkel geworden, und es fehlte an Leuchtmaterial. Beim flüchtigen Scheine von Schwefelhölzchen verlas der Vorsitzende nochmals die beiden eingelaufnen Anträge. Man sollte durch Aufstehen und Sitzenbleiben wählen. Der erste Antrag erhielt vier Stimmen. Für den Antrag Pozzy aber standen alle auf, auch die vier, die eben in der bestimmtesten Weise ihre Lehrmeinung hatten bekunden wollen. Und aus der Mitte dieser trotz der theologischen Verschiedenheiten in Eintracht stehenden Versammlung stieg ein brünstiges Dankgebet zum Gott des Friedens empor.

Alle protestantischen Blätter französischer Zunge haben die eben berichteten Thatsachen mit Nachdruck hervorgehoben und daran Kommentare voller Freude und Hoffnung geknüpft. Der in den Hauptpunkten so gleichartige Verlauf der drei südfranzösischen Versammlungen hat dem Professor Sabatier aus Paris zu folgender Betrachtung in dem Journal de Genève (Nr. 256) Anlaß gegeben:

> Wenn sich die Protestanten trennen, meinen sie immer, es sei eine große Kluft zwischen ihnen beseitigt. In Wahrheit ist die große Kluft ein ganz kleiner Graben. Wer in das Innere ihrer religiösen Familien und Gruppen dringt, wird bald inne, daß sie alle von demselben Geiste leben, an denselben Fragen sich abmühen und durch die Jahrhunderte hindurch in ihren Schicksalen solidarisch sind.

Wir fügen noch eine Bemerkung hinzu. In La Rochelle, Nîmes und Orthez wurde mit Dank wahrgenommen, daß der rechte Ton getroffen sei. Kann es bei uns in Deutschland nicht auch so sein? Mußte nicht neulich in der Brandenburger Provinzialsynode*) die dringende Bitte laut werden, die Verhandlungen in einem liebevollern Tone zu führen? Und die Augustkonferenz mit ihren Schroffheiten! Das protestantische Frankreich hat viel von dem deutschen Protestantismus gelernt und nimmt auch jetzt noch viel von ihm entgegen. Auch die dortige neuere Theologie mit ihrer Methode und Fragestellung ist von der deutschen Geistesarbeit beeinflußt. Sollten wir Frankreich nur den spröden Gedankenstoff übermitteln wollen, ohne etwas von dem Friedensgeiste spüren zu lassen, der zur Lösung der Fragen nötig ist? Oder, da nun einmal die französische protestantische Kirche uns das Beispiel der Weitherzigkeit und des kirchlichen Friedens giebt, sollten wir zu stolz sein, nun unsrerseits von ihr zu lernen, weil die Gegengabe die Gabe an innerm Werte überwiegt? K=N

Die Botschaft Tolstois

2. „Lebensstufen“

Tolstois erste Schriften entstanden im Jahre 1852, als er vierundzwanzig Jahre alt als junger Offizier im Kaukasus lebte. Er hatte eine ernste Jugend hinter sich, die er teils mit Grübeln, teils mit wilden Genüssen ausgefüllt hatte. Im Frühling 1851 war er aus Moskau gleichsam entflohen, in ein Dörfchen des fernen Kaukasus, um dort durch strenge Sparsamkeit die Schulden

*) Vgl. Chronik der christlichen Welt Nr. 46, Sp. 445.

zu tilgen, die er am Spieltische gemacht hatte. Dort hatte er sich bewegen lassen, ins Heer einzutreten.

Was er dort in seiner stillen Bauernstube niederschrieb, hätte er nennen können: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung." Er plante einen andern Titel: „Geschichte der vier Lebensstufen." Er wollte in einem großen Werke in Ichform die Entwicklung, besonders die geistige und sittliche Entwicklung eines Menschen wie er selbst zeichnen und dabei natürlich die Umgebung schildern, in der sich dieses psychologische Wachstum vollzieht, die Einflüsse, denen es ausgesetzt ist. Dieses große Werk ist nicht fertig geworden, statt dessen besitzen wir eine Reihe Bruchstücke. Ihr Held, in Wirklichkeit Tolstoi selbst, heißt Nikolaj Irtenjew oder Fürst Nechljudow; dieser ist mehr der ältere Tolstoi, dem die Ethik und das tugendhafte Leben die Hauptsache ist, jener mehr der jüngere, der Logiker und Grübler.

Die ersten Schriften Tolstois sind betitelt „Die Kindheit," „Der Morgen des Gutsherrn," „Der Ueberfall," „Das Knabenalter," „Jünglingsjahre." Letztere entstanden erst 1855—1857, doch nehmen wir sie hier am besten mit der „Kindheit" und dem „Knabenalter" zusammen. Tolstoi zeichnet sein eignes Wesen hier sehr genau. Da ihm körperliche Schönheit versagt ist, empfindet er, daß er nur durch geistige Bedeutung und sittliche Besonderheit sich über seine Standesgenossen erheben kann. Er liebt nichts mehr als das Grübeln, hat eine „übermäßige Eindrucksfähigkeit," eine „Neigung, alles zu zersetzen." Für keine philosophische Richtung begeistert er sich so wie für den Skeptizismus, der ihn zu Zeiten einem Zustande nahe brachte, der an Wahnsinn grenzt.

Meine schwache Vernunft vermochte nicht das Undurchdringliche zu durchdringen und verlor nur in Anstrengungen, die über meine Kräfte gingen, die Ueberzeugungen, eine nach der andern, die ich um des Glücks meines Lebens willen nie hätte wagen sollen anzutasten. Aus dieser ganzen schweren moralischen Anstrengung zog ich keinen andern Gewinn als eine Beweglichkeit des Geistes, die meine Willenskraft schwächte, und die Gewohnheit einer beständigen geistigen Analysirung, die die Ursprünglichkeit des Empfindens und die Klarheit meines Urteils getrübt hat. Abgezogne Gedanken entstehen infolge der Fähigkeit des Menschen, in einem gegebnen Augenblicke den Seelenzustand mit dem Bewußtsein festzuhalten und ihn in das Gedächtnis zu übertragen. Meine Neigung zu abgezognen Betrachtungen bildete in mir das Bewußtsein so unnatürlich aus, daß ich oft, wenn ich über die einfachste Sache nachzudenken begann, in einen endlosen Zirkel der Analysirung verfiel, ich dachte nicht mehr über die Frage nach, die mich beschäftigte, ich dachte über das nach, worüber ich nachdachte. Wenn ich mich fragte, worüber ich nachdenke, antwortete ich: ich denke nach, worüber ich nachdenke. Und worüber denke ich nun nach? Ich denke darüber nach, daß ich nachdenke, worüber ich nachdenke, und so fort. Alle Vernunft ging in die Brüche.

Aber die philosophischen Entdeckungen, die ich gemacht hatte, schmeichelten meiner Eigenliebe außerordentlich. Oft erschien ich mir als ein großer Mann, der der ganzen Menschheit zum Segen neue Wahrheiten entdeckt hat. . . .

Gewiß eine vortreffliche, ehrliche Selbstschilderung. Er hatte zweifellos das Recht, sein eines Ich, Nechljudow, zu seinem andern Ich, Irtenjew, einmal sagen zu lassen:

Sie haben eine wundervolle, seltene Eigenschaft — Aufrichtigkeit.

Aus diesem fast krankhaften Grübeln, das ja so vielen begabten Jünglingen eine Plage und eine Gefahr ist, rettete sich Tolstoi auf die beste mögliche Weise. Durch Philosophiren läßt sich nichts Vollkommnes erreichen; bei allem Scharfsinn, bei aller Ausdauer lösen wir doch nicht die großen Rätsel, bewältigen wir die großen Fragen nicht, auf deren Beantwortung es doch gerade ankommt. Man kann zwar gescheiter werden als die andern, „Magister, Doktoren, Schreiber und Pfaffen," aber auch dann hat man höchstens gelernt, „daß wir nichts wissen können." Auf moralischem Gebiete dagegen läßt sich eine gewisse Vollkommenheit denken, hier bedarf es nur fester Vorsätze, oder wo die Willenskraft zu ihrer sofortigen Durchführung nicht ausreicht, eines täglichen Besserwerdens. Durch den Glauben an die Möglichkeit stetiger Vervollkommnung wurde schon dem Knaben Tolstoi das moralische Gebiet teuer, auf dem er tausend andern ein Führer werden sollte. Schon damals hatte Tolstoi Anlage zu dem, was man spöttisch einen Tugendbold oder ehrfürchtig einen Heiligen nennt. Zum Schluß der „Knabenjahre" erzählt er, daß den Kern seiner neuen Lebensanschauung:

die begeisterte Verehrung des Ideals der Tugend bildete und die Ueberzeugung, daß die Bestimmung des Menschen eine stetige Vervollkommnung sei. Die ganze Menschheit zu bessern, alle Mängel und

Leiden der Menschen zu tilgen, erschien mir damals als etwas Erreichbares. Sehr leicht und einfach schien mir die Möglichkeit, mich selbst zu bessern, mir alle Tugenden anzueignen und glücklich zu sein.

Seine „Jünglingsjahre" tritt er an in der Ueberzeugung, „daß die Bestimmung des Menschen das Streben nach sittlicher Vervollkommnung sei" . . . „Ich stand damals im Ausgange meines sechzehnten Jahres." Er macht eine förmliche Bekehrungszeit durch. Und merkwürdig, er verfällt damals schon auf vieles, was die Religion seines Alters so eigentümlich macht. Er hilft dem Diener bei dessen Arbeit, trägt die Doppelfenster für ihn und hätte am liebsten gesehen, daß die Kammer zwei Werst weit und der Fensterrahmen doppelt so schwer gewesen wäre. Dann sinkt er wieder in Träume, es wird ihm klar, daß Schönheit, Glück und Tugend ein und dasselbe und für ihn erreichbar seien.

Wie häßlich war ich vorher, wie gut und glücklich könnte ich, kann ich in der Zukunft sein! Nun heißt es schnell, schnell, in diesem Augenblick ein andrer Mensch werden, ein andres Leben beginnen. . . .

Heute werde ich beichten und von allen Sünden rein sein, und dann werde ich nie mehr — — (hier gedachte ich aller der Sünden, die mich besonders quälten). Ich werde unbedingt jeden Sonntag in die Kirche gehen und dann noch eine ganze Stunde das Evangelium lesen, dann von dem „Wechsel" ein Zehntel den Armen geben und zwar so, daß es niemand erfährt, und nicht etwa Bettlern. Ich will solche Arme, Waisen oder alte Frauen aufsuchen, von denen niemand etwas weiß. Ich werde mein Zimmer selbst aufräumen und in bewunderungswürdiger Sauberkeit erhalten. Keinen Menschen werde ich etwas für mich thun lassen. Ist er nicht ebenso gut wie ich? Dann werde ich jeden Tag zu Fuß zur Universität gehen; wenn ich einen Wagen geschenkt bekomme, werde ich ihn verkaufen und dieses Geld ebenfalls für die Armen fortlegen. . . .

So denkt er, und er fängt auch an, als Heiliger zu leben. Mit heiligem Ernste nimmt er an der Hausbeichte teil, und als ihm in der Nacht darauf einfällt, daß er eine Sünde zu nennen vergessen habe, nimmt er bei Morgengrauen eine Droschke und fährt zum Kloster, um nochmals zu beichten. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser sittliche Aufschwung nicht von Dauer war, aber auch nicht ganz ohne Spuren blieb. Wie andre, die nach Gerechtigkeit ringen, hatte auch er ein beständiges Fallen und Aufstehn vor sich. Er entging nicht ganz der Gefahr des geistlichen Hochmuts; seine Sucht, originell zu sein, verführte ihn zu Unarten und Irrwegen; er ließ sich von der Umgebung verführen. Der Standesdünkel kam immer wieder über ihn, sodaß zu Zeiten sein größter Ehrgeiz war, ein vollkommner Gentleman zu sein, ein Mensch comme il faut. Köstlich ist seine Schilderung dieses Menschen comme il faut.

Es ist schrecklich, daran zu denken, wie viel kostbare Zeit ich von meinem sechzehnten Lebensjahre vergeudet habe, um mir diese Eigenschaft zu erwerben. Allen denen, welchen ich nachahmte . . . schien das alles leicht zu werden. Ich sah mit Neid auf sie und mühte mich im Geheimen ab an französischen Sprachübungen, an der Kunst zu grüßen ohne den anzusehn, den man grüßte, an der Unterhaltung, am Tanz, an der Kunst Gleichgiltigkeit und Langeweile allem gegenüber zu äußern, an meinen Nägeln, an denen ich mit der Schere herumschnitt bis ins Fleisch hinein — und trotz alledem fühlte ich, daß mir noch viel zu thun übrig bliebe, wenn ich das Ziel erreichen wollte. Und das Zimmer, den Schreibtisch, die Equipage — all dies vermochte ich um nichts in der Welt so herzurichten, daß sie comme il faut waren. . . . Ich glaube sogar, wenn wir einen Bruder, eine Mutter oder einen Vater gehabt hätten, die nicht comme il faut gewesen wären, ich hätte gesagt, es sei ein Unglück, und es könne zwischen mir und ihnen keine Gemeinschaft geben. Aber weder der Verlust der goldnen Zeit, die ich an die ständige Bemühung vergeudete, all die für mich so schwer erreichbaren Voraussetzungen des comme il faut zu beobachten, die jede ernste Begeisterung ausschlossen, noch der Haß und die Verachtung von neun Zehnteln des Menschengeschlechts, auch nicht der Mangel an Aufmerksamkeit für all das Schöne, was außerhalb des Kreises comme il faut vollbracht wird — all das war noch nicht das Hauptübel, das mir dieser Begriff angethan hatte. Das Hauptübel bestand in der Ueberzeugung, das comme il faut sei die unabhängige Position in der Gesellschaft, und der Mensch brauche sich nicht zu bemühen, Beamter, Wagenbauer, Soldat oder Gelehrter zu sein, wenn er comme il faut ist, und er habe mit der Erreichung dieser Position seine Bestimmung schon erfüllt, ja er stünde damit höher als der größte Teil der Menschen. In einer bestimmten Zeit der Jugend kommt der Mensch nach vielen Irrtümern und Enttäuschungen gewöhnlich zu der Notwendigkeit einer thätigen Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Er wählt irgend einen Berufszweig und widmet sich ihm; aber bei dem Menschen comme il faut kommt das selten vor. Ich kannte und kenne sehr, sehr viele alte, stolze, selbstbewußte, in ihren Urteilen schnellfertige Menschen, die, würde ihnen in jener Welt die Frage vorgelegt werden: Was bist du, und was hast du dort gethan? — nichts andres zu antworten vermöchten als: Je fus un homme très comme il faut.

Diese satirische Beichte zeigt uns schon den jungen Tolstoi voll von der Reaktion gegen die Weltanschauung, die seine Kaste ihm einimpfen und aufdringen wollte. Er gehörte nicht zu den ruhigen Geistern, die die Ansichten ihres Kreises vorläufig annehmen und langsam weiter entwickeln, sondern zu den Revolutionären und Originalen, die die Extreme lieben, die ihren philiströsen Genossen am schrecklichsten erscheinen. Nicht der Mensch comme il faut mit seinem gelangweilten Gesicht und seinen gepflegten Fingernägeln wird in diesen ersten Büchern als Ideal hingestellt, sondern eine arme, schlichte, leibeigne Dienerin, wenn auch nur auf wenigen Seiten von ihr die Rede ist. So wird ihr Ende geschildert:

Natalie Ssawischna hatte zwei Monate an ihrer Krankheit gelitten und ihre Leiden mit echt christlicher Geduld ertragen. Sie murrte nicht, sie klagte nicht, sondern betete ohne Aufhören. Eine Stunde vor ihrem Tode beichtete sie und empfing mit stiller Freude die letzte Oelung. Alle Hausgenossen hatte sie um Verzeihung gebeten, für das, was sie ihnen zu leide gethan haben könnte; auch hatte sie ihren Beichtvater Wassilij ersucht, uns allen mitzuteilen, daß sie nicht wisse, wie sie uns für unsre Güte danken solle, und wir möchten ihr verzeihen, falls sie aus Dummheit jemanden beleidigt habe, aber „eine Diebin war ich nie, und ich darf wohl sagen, daß ich keine Stecknadel der Herrschaft veruntreut habe." Das war die einzige Eigenschaft, die sie an sich schätzte.

Nachdem sie das vorbereitete Gewand und die Haube angelegt hatte, lag sie, den Ellbogen auf das Kissen gestützt, und sprach bis zum letzten Augenblicke mit dem Geistlichen. Es fiel ihr ein, daß sie den Armen nichts hinterlasse; sie holte zehn Rubel hervor und bat, er möge sie in der Gemeinde verteilen. Dann bekreuzte sie sich, legte sich, seufzte zum letzten male — ein freudiges Lächeln und den Namen Gottes auf den Lippen.

Sie schied aus diesem Leben ohne Bedauern, fürchtete den Tod nicht, sondern sah ihn als eine Wohlthat an. Das sagt man freilich häufig, aber wie selten ist es in Wirklichkeit so! Natalie Ssawischna brauchte den Tod nicht zu fürchten, weil sie mit unerschütterlich festem Glauben starb und das Gesetz des Evangeliums erfüllt hatte. Ihr ganzes Leben war reine, selbstlose Liebe und Aufopferung gewesen. Wäre etwa, weil ihr Glaube nicht der geläutertste war oder weil ihr Leben einem höhern Ziele hätte zustreben können, diese reine Seele weniger der Liebe und Bewunderung wert? Sie vollbrachte das Beste und Erhabenste in diesem Leben.

Bde

Verschiedenes

(Der Weg zum Frieden) Ein Nachtrag zu dem Buche: „Im Kampf um die Weltanschauung." Erste und zweite Auflage. Freiburg und Leipzig, Mohr, 1893. 1 Mk., in Skytogen geb. 1,50 Mk.

Wir können als Gattung und als Einzelwesen unsre Bestimmung nicht anders erfüllen als durch Vollendung des ganzen Menschen in harmonischer Ausbildung aller seiner Kräfte, besonders seines Verstandes und seines Gemüts. Beide dienen dazu, die Außenwelt in uns aufzunehmen, obwohl in verschiedner Weise. Es ist etwas andres, die Natur mit dem Verstande erkennen, etwas andres, sie mit dem Gemüte erfassen. Diese beiden Arten sind so verschieden, daß jede vollständig etwas für sich ist und mit der andern nichts gemein hat. Es ist die mittelbare Erkenntnis durch den das Einzelne vergleichenden Verstand und die unmittelbare Erkenntnis durch das das Ganze erfassende Gemüt. Beide müssen bei dem normalen Menschen vorhanden sein. Ist nur die erstre vorhanden, so packt ihn zuletzt der schreckliche Gedanke: du bist nichts, und das Leben ist nichts, eine Welle im unendlichen Meere, die aufsteigt und zurücksinkt. Dieser Gedanke hat große Macht in unsrer Zeit gewonnen, er hat ihr zum Teil sein Gepräge aufgedrückt. Die gegenwärtigen Menschen haben keine rechte Freude mehr am Dasein, es erscheint ihnen alles in der fahlen Beleuchtung des Nichts. Ist aber nur die andre Erkenntnis vorhanden und wird darüber die erstere verleugnet, so zieht der Zwiespalt in das menschliche Leben ein und vernichtet seine Wahrhaftigkeit. Zusammen gehören die Erkenntnis des Verstandes und die des Gemüts; sie drängen beide dazu. Je erdrückender die Menge der Einzelheiten werden will, die die Wissenschaft mit unermüdlichem Fleiß zur Vermehrung unsrer Erkenntnis zusammenträgt, desto fühlbarer wird das Bedürfnis, einen Standpunkt zu gewinnen, der hoch genug ist um das Ganze zu überschauen, dem das Einzelne sich einordnet. Je endloser die Welt vor unsrer Verstandserkenntnis wird, desto notwendiger wird es uns, daß wir uns selbst behaupten und im Gefühl unsrer Nichtigkeit nicht an uns verzweifeln. Freilich dürfen wir Wissen und Glauben nicht vermischen. Wissenschaftliche Fragen lassen sich nicht mit dem Gemüt entscheiden, und das Leben des Gemüts wird nicht durch die Wissenschaft beeinflußt. Es gilt beiden ihr Recht auf ihrem Gebiete zu geben und sie in der Einheit der normalen menschlichen Persönlichkeit zu vereinigen. Das ist der Weg zum Frieden im Kampf dieser Zeit, und der Verfasser hat es unternommen zu zeigen, wie er sich zu vollziehen hat, indem wir beiden, der Wissenschaft und dem Glauben, ihr volles Recht geben, aus dem letztern aber das der Wissenschaft überlassen, was ihr angehört. Er zieht dabei die notwendigen Konsequenzen mit einer

Folgerichtigkeit und Unerschrockenheit, die keinen andern Maßstab kennt, als der Wahrheit die Ehre zu geben. Von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens ausgehend, will er nachweisen, daß auch das religiöse Leben in seiner menschheitlichen Entwicklung ihr untersteht, da ja der ewige Gottesgeist in diese Gesetzmäßigkeit der Schöpfung von Anfang an seine Gedanken und Ziele hineingewoben habe. Von dem „Gott der Willkür" will der Verfasser die, die ihm folgen, frei machen; denn dieser widerspreche der Welterkenntnis, zu der unsre Zeit gelangt sei, und dieser Widerspruch mache den innern Frieden unmöglich: der gegenwärtige Stand der Welterkenntnis verlange nach einer Gotteserkenntnis, in der Gesetz und Freiheit, die natürliche und die sittliche Welt, die unveränderlichen Ordnungen der Natur und des Geisteslebens in völliger Uebereinstimmung sich zusammenschließen und keines verkürzt wird. Was der Verfasser in dieser Hinsicht ausführt, zeugt nicht nur von einem klaren und hellen Geiste, sondern auch von tiefer und aufrichtiger Religiosität. Man fühlt es bei jedem seiner Worte, daß der Glaube der tiefste Pulsschlag seiner Seele ist, und daß er keinen heißern Wunsch kennt als den, die zweifelnden Zeitgenossen des christlichen Glaubens gewiß und in ihm froh und freudig zu machen. Dabei ist er ein wahrhaft geistreicher Mann, ein scharfer Beobachter, voll Verständnisses für die Art und das Bedürfen seiner Zeit. Und dennoch — obwohl wir mit so vielem, was der Verfasser in seinem Büchlein „Im Kampf um die Weltanschauung" gesagt hat, einverstanden sind, obwohl wir imstande sind, uns liebevoll in seine Gedankenreihen zu versenken und die Wahrheit seines Glaubenslebens anzuerkennen — sind wir gezwungen, in bedeutsamen Ausführungen ihm zu widersprechen. Zugegeben, daß sich der frühern Zeit — auch der, auf deren Boden die heilige Schrift entstand — die Thatsachen des Glaubens unter dem Gesichtspunkt der außergesetzlichen, von dem Naturzusammenhang abgesonderten göttlichen Einwirkungen darstellten — liegt nicht auch darin etwas Berechtigtes, was wir auf unserm Standpunkt anzuerkennen haben? Wohl kennen wir die Gesetzmäßigkeit des göttlichen Wirkens auf dem Naturgebiete, wohl liegt es uns fern, einen Gegensatz des Naturgeschehens und des göttlichen Geisteswirkens zu statuiren, da uns überall der Wille und das Walten der Gottheit entgegentritt, wohl sind wir überzeugt, daß alles Wirken Gottes seinen höchsten Plänen und Zielen dient, daß also auch das Naturgeschehen ihnen unterworfen ist; — aber ist es nicht berechtigt, das Geisteswirken Gottes von seinem Wirken in der Natur zu unterscheiden und darin ein höheres, seinem innersten sittlichen Liebesleben entsprechendes Handeln zu erkennen? Hier liegt die Wahrheit des christlichen Wunderglaubens, von dem ich nicht sage, daß er durch den Gang der Ereignisse widerlegt ist. Die Form seiner Vorstellung mag von uns nicht mehr angenommen werden können, sein religiöser Inhalt bleibt uns gewiß bestehen. Was aus diesem Menschenleben durch den Glauben hervorgeht an wahrhaft sittlichen Errungenschaften, an Liebe, Freude und Friede im heiligen Geiste, das ist nicht das Resultat naturgemäßen Handelns und Strebens, sondern das Resultat einer über die Natur hinausreichenden Einwirkung des göttlichen Lebensgeistes. Der Verfasser mag mit noch so großem Rechte darauf hinweisen, daß auch die Gläubigen großen Schwankungen in ihrem Seelenleben ausgesetzt sind, es ist nicht richtig, wenn er das Höchste, das der Mensch hienieden erreicht, als gesetzmäßige Entfaltung der von Gott geschaffnen Natur bezeichnet, wenn er ausruft, daß etwas Uebernatürliches nicht dabei geschehe. Gewiß, die Anlage davon liegt in der Menschennatur, aber ohne den zündenden Funken der göttlichen Geisteswirksamkeit kommt sie nicht zur höchsten Entfaltung. Die Entfaltungskraft für das, was gewiß in dem Naturleben prädisponirt ist, liegt in dem unmittelbaren — uns freilich verborgnen — Geisteswirken Gottes. Indem der Verfasser dies nicht anerkennt, geht er auf Bahnen, auf denen wir ihm nicht folgen können. Wir können den christlichen Glauben nicht voll würdigen, wenn wir darauf hinauskommen, daß alle Entwicklung natürlich und übernatürlich zugleich ist. So sehr sich der Verfasser dagegen sträubt, daß er durch seine „natürliche" Betrachtung der Erscheinung Christi und ihrer Folgen den Ernst und die Kraft des Christentums abschwäche, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß er es thut. Die Bedeutung der Person unsers Heilandes ist eine höhere als die, daß dieser Mensch sich in vollkommner Uebereinstimmung mit Gott gewußt hat. Der Verfasser fühlt dies selbst, und manche seiner Aussprüche führen ihn über das hinaus, was er in der logischen Schärfe seiner Gedankenentwicklung ausgeführt hat. Es kann nicht anders sein, als daß von theologischer und nichttheologischer Seite gegen die Ausführungen, die dieses sonst höchst tüchtige und interessante Büchlein liefert, Einspruch erhoben wird. Wir möchten wünschen, daß der Verfasser, dessen tief religiöses Streben wir anerkennen, seine Positionen doch noch einmal einer Revision unterzöge.

Tn

(Die Protestantische Kirchenzeitung) hat aus der Feder des Pfarrers D. Sulze in ihrer Nr. 53 v. J. einen Aufsatz gebracht, betitelt: Wie ein Theist aus der Schule Weißes und Rothes den gegenwärtigen Kampf der kirchlichen Richtungen ansieht. Er war sichtlich dem Verfasser eingegeben durch das neueste Werk Professor Nippolds „Die theologische Einzelschule" und durch das Echo, das es eben in der Protestantischen Kirchenzeitung gefunden hat; unsre Leser erinnern sich vielleicht noch dessen, was wir in unsrer Nr. 50 darüber zu sagen hatten. Ja wenn auf allen Seiten Männer wie D. Sulze die Führer und Wortführer wären, dann würde die Auseinandersetzung der verschiednen Meinungen und Richtungen in der Kirche bald in den friedlichen, förderlichen Formen verlaufen, die allein dem Geiste Christi gemäß sind. Aber davon sind wir leider weit entfernt. Dieselbe Nummer der Protestantischen Kirchenzeitung bringt — nicht die kurze, rein sachliche amtliche

Erklärung der Gießener Fakultät gegen Nippolds schwere Anklage, sondern eine Antwort Nippolds, die nur beweist, daß dieser die Ehrfurcht vor Thatsachen und Dokumenten nicht hat, die gerade für einen Historiker erstes Erfordernis sind. Und gleichzeitig veröffentlicht die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung einen Artikel, der die alte Geschichte von der Freundschaft des Herodes und Pilatus neu illustrirt. Mit welch inniger Befriedigung wird hier von Nippolds Mitteilungen Kenntnis genommen! „Auf ihre Richtigkeit oder auch Wichtigkeit," schreibt die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, „kann hier nicht eingegangen werden. Das ist weder möglich noch nötig, noch auch entspräche es der Gepflogenheit dieser Kirchenzeitung." Und nun bietet das von der Autorität des Professors D. Luthardt in Leipzig getragne Blatt seinen Lesern ohne Bedenken das Pikanteste von dem durch Nippold gesammelten Klatsch zum Genusse dar. Sogar folgender von Nippold gedruckte Satz, dessen Halt- und Wertlosigkeit jedem Nachdenkenden in die Augen springen muß, wird von der Luthardtschen Kirchenzeitung mit Behagen und gesperrtem Druck weiter verbreitet: „Wir [Nippold] dürfen verraten, daß es bereits an Vorbereitungen nicht gefehlt hat, um in Leipzig als Luthardts Nachfolger allein Herrmann übrig zu lassen."

Es ist bekannt, daß Ritschl unsre Kirchenzeitungen als gemeinschädliche Existenzen beurteilte. Solche Artikel, wie Pfleiderers dort, des Luthardtschen Anonymus hier, beweisen wieder einmal, wie recht er damit hatte. Ein Buch wie das Nippoldsche konnte man als Wort eines Einzelnen ertragen. Aber diese beiden Zeitungen ziehen das böseste Gift heraus, verzapfen es in kleinen Dosen, und indem sie den Anschein erwecken, als würfen sie ein Zeugnis in die Wagschale, machen sie öffentliche Meinung. Sie freuen sich am Skandal und wollen ihn. Wir würden uns schämen, wenn ein Pamphlet gegen unsre kirchlichen Gegner erschiene, davon einen solchen Gebrauch zu machen. Ich will bei dieser Gelegenheit den beiden mißgünstigen Kirchenzeitungen verraten, daß viele von ihren eignen Parteigenossen sich nach dem Tage sehnen, wo auch jene eine anständigere Behandlung des kirchlichen Gegners sich zur ernsten Pflicht machen.

Aber vielleicht ist diese Ritschlsche Schule, gegen die sich der ganze Haß richtet, wirklich so grundböse, daß man ihr alles Schlechte zutrauen kann und jedes Mittel gegen sie recht ist? Das wird ja nun an dem einen oder andern der von Nippold fixirten Anklagepunkte sich ausweisen müssen. Für Pfleiderer wie für den Luthardtschen Anonymus sind unter Nippolds Mitteilungen die aus der Geschichte der Gießener Fakultät offenbar besonders einleuchtend gewesen. Die in Nr. 50 der Chronik der christlichen Welt gegebne Erklärung des Dekans der Fakultät hat weder der Protestantischen noch der Luthardtschen Kirchenzeitung genügt, um nachdenklich zu werden. So begrüßen wir es dankbar, daß der in erster Linie beteiligte Professor D. Stade in Gießen sich entschlossen hat, den hingeworfenen Handschuh aufzuheben. In den nächsten Tagen wird eine Schrift von ihm bei J. Ricker in Gießen erscheinen: Die Reorganisation der evangelisch-theologischen Fakultät zu Gießen in den Jahren 1878—1882. Thatsachen, nicht Legende. Eine Streitschrift wider Nippold und Genossen. Hoffentlich sind Nippold und Genossen damit zufrieden gestellt. Wenn nicht, so hoffen wir doch, daß dem moralischen Bedürfnis einer Verantwortung den Nippoldschen Anklagen gegenüber dadurch Genüge gethan sein möge. Denn mit einer Verlängerung dieses Skandals kann unsrer Kirche wahrlich nicht gedient sein. Sie wird so schon Schaden genug davon haben.

Eins begreifen wir nicht: das Interesse der Protestantischen wie der Luthardtschen Kirchenzeitung, die „Eroberung der theologischen Fakultäten durch die Ritschlsche Schule" auf nichts als Vergewaltigung durch Kliquen und Intriguen zurückzuführen. Die Mißerfolge, die die traditionelle wie die „liberale" Theologie gegenüber der Ritschlschen in der That erlebt hat, werden, auf diese Formel gebracht, nachgerade unbegreiflich. Mir schiene es für die Gegner ehrenvoller, wie es sonst geschah, die Ritschlsche Theologie als einen von den großen Irrtümern der Zeit zu begreifen, denen die Wahrheit nur zu ohnmächtig entgegensteht. Die Wahrheit unterliegt ja so oft im Leben. Aber die Wahrheit kämpft nicht mit solchen Waffen!

Die ganze Angelegenheit kann die kirchlich interessirten Laien nur abstoßen. Und wir befassen uns mit ihr voll des größten Widerwillens. Menschlichkeiten kommen überall vor. Aber es ist eine pragmatische Geschichtsschreibung traurigster Art, die große geistige Entwicklungen darauf zurückführt. Was Ritschl betrifft, so hat uns persönlich die Frage, wie sich sein großer Einfluß auf das jüngste Theologengeschlecht erklärt, immer wieder lebhaft beschäftigt. Erst eine künftige Geschichtsschreibung wird darauf befriedigende Antwort geben; noch stehen wir zu sehr drin in der Bewegung. Ruhiger und zurückhaltender aber kann man über einen großen Theologen nicht reden, als wir in diesem Blatte in Nr. 13 unsers dritten Jahrgangs unter dem Eindruck von Ritschls Tode gethan haben:

„Es war ihm als dem einzigen Dogmatiker der Gegenwart beschieden, eine Schule zu bilden, d. i. eine große Zahl jüngerer, insbesondre gelehrter Kräfte an sich zu ziehen, die in seinem Sinne an den von ihm gestellten theologischen Fragen weiterarbeiteten. Ueber die Gefahr oder den Segen dieser Bewegung für die Kirche wird Gott und die Kirche entscheiden. Ritschl selbst, der vor allen Dingen ein kirchlicher Theolog war und sein wollte, hat persönlich schwer unter den heftigen und lauten Angriffen gelitten, die seit Jahren, oft mit ebenso geringem Verständnis wie großem Eifer im Namen des christlichen Glaubens und Bekenntnisses gegen ihn an der Tagesordnung waren.

Möge dem Toten die Billigkeit zu teil werden, die man dem Lebenden vielfach versagte! Die Zukunft seiner Theologie mag sein, welche sie will, so wird ihm das Verdienst bleiben, für die wissenschaftliche, wie für die kirchliche Arbeit die kräftigsten Antriebe gegeben zu haben. Indem er nacheinander die altkatholische Kirche (der ersten Jahrhunderte), die Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, die Geschichte des Pietismus untersucht und in grundlegenden Werken dargestellt hat, hat er bewiesen, daß sein ganzes Interesse auf die Punkte gerichtet war, die für die fernere Entwicklung der Kirche wie für das Heilsleben des einzelnen Christenmenschen die wichtigsten sind. Unter unsern Mitarbeitern ist mancher, der Freude an der Theologie und Lust zu kirchlichem Wirken durch ihn gewonnen hat; Schreiber dieses verdankt ihm vor allem eins: die Hinführung zu Luther. Er war selbst einer der Garanten unsers Blattes, damit herzlich einverstanden, daß es keine Kirchenzeitung zur Vertretung seiner Schule, sondern ein Blatt zum vorurteilsfreien Dienste der Kirche sein sollte und darum eine Sammelstätte auch für solche Kräfte, die seiner Theologie abhold waren." R

(Predigten zur Verantwortung) Die kirchlichen Kämpfe unsrer Tage werden doch mit bessern Waffen geführt, als die früherer Zeiten. Als Beweis soll uns dienen, daß auf alle die bittern Beschuldigungen des Unglaubens und der Verleugnung nun schon mehr als einer der Betroffnen mit nichts anderm geantwortet hat, als durch Veröffentlichung seiner Predigten. Ausdrücklich hat Bornemann seine Sammlung Zu Freiheit und Frieden*) unter dem Motto 2. Kor. 6, 8 („als die Verführer und doch wahrhaftig") in diesem Sinne herausgegeben. Jetzt ist ihm Lic. Paul Drews, Archidiakonus an der Lukasgemeinde zu Dresden, darin gefolgt, daß er einen Band Predigten hat erscheinen lassen unter dem Titel: Christus unser Leben. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 194 S. 3 Mk.) „Weite Kreise ernster Christen, heißt es im Vorwort, sind in Unruhe versetzt, als werde durch die moderne Theologie, zumal soweit sie von Albrecht Ritschl ausgeht, das Evangelium seines besten Inhalts beraubt. ... An der Verkündigung muß sich Recht oder Unrecht jenes Mißtrauens entscheiden. So wage auch ich mit diesen Predigten ... meine Stimme zum Frieden zu erheben. Ihr Titel schon soll aussprechen, daß der alte Grund: Jesus Christus, auch uns feststeht." — Wir sind grundsätzlich keine Freunde von gedruckten Predigten.**) Vor allem jüngern Theologen steht es schlecht an, wenn sie alsbald das lebhafte Bedürfnis empfinden, ihre Predigten weitern Kreisen zugänglich zu machen. Es ist viel nötiger, daß die Gabe erbaulicher Schriftstellerei in allerlei andern Formen sich beweist. Aber die Verpflichtung, im Namen einer viel geschmähten Richtung von Theologen ihre Predigten zur Verantwortung vor das Forum der Oeffentlichkeit zu stellen, haben jene richtig gefühlt. Wir erwarten mit guter Zuversicht das Urteil — nicht der Kirchenzeitungen, die mit ihrem Verdikt nur zu oft fertig sind, ehe sie noch gelesen haben — sondern der Gemeinden. R

(Ueber den Spielerprozeß in Hannover) haben wir bisher geschwiegen. Wegen dieses Schweigens werden wir aus unserm Leserkreise zur Rede gesetzt. Offengestanden, es schien unnötig, gerade unsrerseits Empfindungen Ausdruck zu geben, die für unsre Leser so selbstverständlich waren wie für uns. Und zweitens hofften wir von Maßnahmen zu hören, die geeignet wären, gegebnes Aergernis zu sühnen und dem Uebel einen Damm entgegenzusetzen. Hiervon ist leider bisher noch wenig oder nichts zu spüren gewesen, und man konnte sich schon darauf gefaßt machen, daß das Mene mene tekel dieses Skandalprozesses an den beteiligten Kreisen spurlos vorübergehen werde. Um so dankbarer sind wir dem Professor v. Nathusius in Greifswald, daß er im Dezemberheft der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift als ein Berufener ernste Worte an den christlich-konservativen Adel und seinen Anhang gerichtet hat. (Mit Recht hat die Chronik der christlichen Welt in Nr. 51 sie vollständig abgedruckt.) Möge die Wirkung dieser Worte eine nachhaltige sein! Unser Offizierstand und die, die ihre Söhne ihm zuführen, müssen wissen, was sie sich selbst, was sie dem Volke schuldig sind: das ist auch ein Stück sozialer Frage, und keine Sünde wirkt verderblicher als die, die unter dem Schilde der Standesehre ihre Deckung findet. Die Wirkungen, die von solchem Treiben ausgehen, vergiften durch tausend Kanäle unser Volk; aber der Leichtsinn läßt sich davon nichts träumen. R

---

*) Vgl. 1893, Nr. 41.

**) Ein Freund unsers Blattes, dem wir auf seinen Wunsch elf Predigtbücher zur Besprechung zuschickten, hat seinen Eindruck in die folgenden Worte zusammengefaßt. Wir geben sie wieder ohne Nennung der Büchertitel, weil damit weder den Verfassern noch den Verlegern ein Dienst geschehen würde, und verraten nur, daß sich sehr gute Namen unter den Verfassern finden.

„. . . Gutes bieten mit Ausnahme etwa der letzten beiden [Sammlungen] alle, Vorzügliches, Außergewöhnliches bringt keine. Da aber bei der großen Menge des Lesenswerten heutzutage nur das Allerbeste gedruckt werden sollte, richten wir bei dieser Gelegenheit an alle Prediger die herzliche Bitte, doch nur nicht zu denken, daß, wenn ihre Kirche Sonntags gefüllt ist und ihre Predigten Anklang in der Gemeinde finden, sie sich versündigten, wenn sie ihre gesammelten Reden nicht schwarz auf weiß verewigten. Gesprochnes und geschriebnes Wort wirken verschieden. Auch ist das Durchschnittliche Feind des Guten, das Gute Feind des Besten. *Λάθε βιώσας*, d. h. auf deutsch: „Dräng dich nicht vor! schweig, wo du schweigen darfst!"

(Not lehrt beten) In verschiednen Blättern wurde kürzlich von einer Hochzeitsreise im Luftballon erzählt, die ein so furchtbares Ende genommen hatte. Ein seit einundzwanzig Jahren in Turin ansässiger Franzose Joseph Charbonnet hatte mit seiner jungen achtzehnjährigen Frau und zwei andern Begleitern eine Luftreise angetreten, auf der er zuerst über 6000 Meter in die Höhe geworfen, dann 3000 Meter im Nu hinabgeschleudert und an einen 3632 Meter hohen Schneegipfel der Alpenkette angeworfen wurde. Charbonnet selbst kam darnach in einer Gletscherspalte um, die übrigen retteten sich unter unsäglichen Beschwerden, während der Ballon durch die Lüfte hin und her getrieben wurde und alles, was er an Nahrung, Decken u. a. enthielt, durch den Sturm zerstreut wurde. In einem überaus anschaulichen Bericht, den die arme junge Frau in einem vielgelesenen italienischen Blatte giebt, heißt es (es war auf dem Gletscher, wo sie dürftig angezogen im Nebel und Schneesturm sich hingestreckt hatten):

„Ich sagte: Wir wollen alle zusammen zur Madonna della Consolata beten, daß sie uns rette. Ich gelobe ihr meinen ganzen Brautschmuck zu bringen und ihn nie mehr zu tragen.

Nein, sagte Joseph [ihr Gatte], ich will nicht, daß du auf das Gold verzichtest, das ich dir geschenkt habe. Wir wollen geloben, ihr ein schönes Bild zum Danke zu bringen.

Wir beteten alle, mehr mit dem Herzen, mit Thränen, in Gedanken, als mit den Lippen. Mein Gatte betete für sich allein, weil er die Gebete nur auf französisch konnte.

Moro [einer der Gefährten] sagte zu mir: Aber ich kann nicht mehr beten, wie soll ich denn sagen?

Sagen Sie mit mir: Vater unser —

Und er folgte mir, indem er meine Worte wiederholte. Als ich bei der Bitte war: Unser täglich Brot gieb uns heute! rief er mit vor Qual zitternder Stimme: Ach, wenn ich nur einen Bissen hätte!

Kaum hatte er das Gebet vollendet, als er auf dem Eise, von Schnee und Regen aufgeweicht, eines der beiden Brötchen liegen sah, das man uns in das Luftschiff gelegt hatte. Wann und wie es dahin gefallen ist, ist unerklärlich (non si spiega)." —

Dieses Geschichtchen beweist, wie Not beten lehrt; wie schlimm dann die daran sind, die, ehe sie in Not waren, das Beten verlernt haben; wie die Eigenart römisch-katholischer Frömmigkeit auch in solcher Not des Lebens zu Tage tritt. Der eine kann, obschon er seit einundzwanzig Jahren in Italien ist, auf italienisch nicht mit beten, der andre kann gar kein Gebet mehr, nicht einmal das Vaterunser — er ist achtzehn Jahre alt! Mann und Frau kennen keine nähere Hilfe als ein Gelübde an die Madonna, aber das Opfer soll auch nicht zu groß sein. Nachdem sie aber gebetet haben, erscheint ihnen das Brötchen auf dem Eise als ein Wunder. Ein Augenblicksbild aus der gebildeten Gesellschaft Italiens von bezeichnendem Inhalt! B H

(Um seiner unfreiwilligen Komik willen) ist folgende Nachricht aus der Oberhessischen Zeitung vom 12. November v. J. wohl der Weiterverbreitung wert:

Gestern hielt Herr Konsistorial-Präsident v. T. in den Künzeller Tannen unter günstigen Witterungsverhältnissen große Wald- und Feldtreibjagd ab, woran viele auswärtige Herren teilnahmen und die ein in hiesiger Gegend noch nicht dagewesenes Ergebnis hatte. Es wurden 1 Rehbock, 2 Füchse, 110 Hasen und 5 Feldhühner zur Strecke gebracht.

Quittung

Für die Gemeinde Beaulieu zur Anschaffung von Hilfsmitteln für die Krankenpflege: 5 Mk. von P D, Dresden; 5 Mk. von T G, Frankfurt.

Für den lungenleidenden Theologen: 15 Mk. von P D, Dresden; 5 Mk. von T G, Frankfurt.

Für die Diaspora in Westpreußen: 5 Mk. von T G, Frankfurt.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 10 Mk. von P D, Dresden.

Für Diasporablätter des Herrn Pastor Axenfeld daselbst: 3 Mk. von K, Leipzig.

Für den allgemeinen ev.-prot. Missionsverein: 2 Mk. von K, Sangerhausen.

Für das syrische Waisenhaus in Jerusalem: 10 Mk. von P D, Dresden; 5 Mk. von T G, Frankfurt; 3 Mk. von K, Leipzig.

Für die evangelische Kirche in Rom: 3 Mk. von K, Leipzig.

Für die evangelische Gemeinde Neu-Gawlow in Galizien: 40 Mk. durch B R, St. Goar; je 10 von P D, Dresden; G, Weierbach; K, Cannstatt; 7 von F A J E F Z A A S; je 5 von R J, Dresden; W, Wehrstadt; je 3 von K, Leipzig; H W, Jena; Evang. Dekanat Sulzbach (Oberpfalz); 1,20 von N N; 1 von K, Sangerhausen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 2 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

E. Beata Jeep
Arthur Bonus
Verlobte

Durch die Geburt eines gesunden, kräftigen Knaben wurden hoch erfreut
Karlsruhe, den 1. Jan. 1894
Vereinsgeistlicher Wenck und Frau

Sehr geeignet zur Verbreitung
in freiwilligen Sonntagsschulen, Kindergottesdiensten, Volksschulen, Pensionaten u. s. w. ist der
Jugendfreund,
das gelesenste Jugendblatt, reich illustrirt, Auflage z. Z 42000 Expl. Von Sonntagsschul-Autoritäten bestens empfohlen.
Preis jeder Nummer 1 Pfennig!
Portofrei! Bei Abnahme von 40 Expl. Prospekt und Probeblätter gratis und franko d. d. Exped. in Stuttgart, „Herzog Christoph." Der Jahrgang (52 Nummern) à 50 und à 45 Pfge.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig
Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung
des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

In Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart ist soeben erschienen und in den meisten Buchhandlungen vorrätig:
Eine Nottaufe
Kirchliche Aktenstücke nebst einem Beibericht
von
Christoph Schrempf
56 S. 8°. Preis 75 Pfge
Der „Fall Schrempf," der den Anlaß zu den jüngsten kirchlichen Bewegungen gab, hat in dieser „Nottaufe" seine konsequente Fortsetzung gefunden. Diese kommt zunächst für die Weiterentwicklung der immer noch sehr gespannten württembergischen Verhältnisse in Betracht. Doch läßt sie auch die Schwierigkeiten voraussahnen, zu denen die Einführung der neuen „preußischen" Agende führen muß.

Ich suche für meine 19 jährige Tochter, welche in der Küche und in dem Haushalte wohl bewandert, im Schneidern geübt und auch musikalisch ist, zum 1. April a. c. in einem feinen, christl. Hause eine Stelle.
Wiehe, Thüringen
W. Schelowsky, Landwirt

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:
In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend
				Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
„	**Hertha**	mittel voll	do.	36
„	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
„	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
„	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
„	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas .	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
„	**Figaro** (25 St. Bunde) . .	Brevas	mittelkräftig	60
„	**Picaflor** (St.Felix m.Havana)	mittel	kräftig	63
„	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia . .	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
„	**Juanita**	mittel voll	do.	80
„	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
„	**Amistad** (mit Ringen) . .	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes .	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
„	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
„	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
„	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig